



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actendruckerei in Sulda.

Nr. 49. Sonntag den 6. Dezember 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Ankunfts-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsorts f. das Einklagen von Forderungen in Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Zweiter Sonntag im Advent. — Ein Wuchergeschäft. — Aus dem Kalender der Woche. — Volkskrieg — Gefallen. — Heute im D-Rug. — Die wackeren Kolpinae ohne im Krieg. — Wiesel. — Kriegsruf an die lieben Kinder. — Die Nanni. — Wie man sich Sonntags im Felde blist.

Wochenkalender.

Sonntag, 6. Dez., 2. im Advent, Nikolaus, Bisch. u. Bel.
Montag, 7. Dez., Ambrosius, Bisch. u. Kirchenlehrer
Dienstag, 8. Dez., Unbefleckte Empfängnis Maria
Mittwoch, 9. Dez., Petrus Christus, Bisch. u. Kirchenl.
Donnerstag, 10. Dez., Uebertragung des hl. Hauses nach Loreto.
Freitag, 11. Dez., Damasus, Papst und Befenner.
Samstag, 12. Dez., Von der Ostwand, unbes. Empfängnis.

Zweiter Sonntag im Advent.

Johannes sendet Boten zu Jesus.

Evangelium Matth. 11, 2—10.

In jener Zeit, als Johannes im Gefängnisse die Werke Christi hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern und lies ihm sagen: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten?“ Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: „Gehet hin und verkündigt dem Johannes, was ihr gehöret und gesehen habt. Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert.“ Als aber diese hinweggegangen waren, fing Jesus an zu dem Volke von Johannes zu reden: „Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichen Kleidern angetan? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige. Oder, was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist es, von dem geschrieben steht: „Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.“

Ein Wuchergeschäft.

„Leih dem Herrn auf Wucherginsen, wer sich erbarmt des Armen.“ (Spruch 19, 17). — Mein Geld ist verloren, sagst du, wenn ich es diesem armen Tropf gebe; das Kapital mit samt den Zinsen schwimmt den Bach hinunter! Aber sieh, mein Freund, gerade das nenne ich Barmherzigkeit, wenn du Gutes tust ohne irdischen Gewinn oder Vorteil. Frage doch den Heiland, was er dazu meint. „Wenn du ein Mittag- oder Abendessen gibst, so rufe nicht deine Freunde und nicht deine Brüder und nicht deine Verwandten und nicht deine reichen Nachbarn, damit sie nicht auch ihrerseits dich wieder einladen und dir so Vergeltung zuteil werde; sondern wenn du ein Essen gibst, so lade die Armen, die Bekbat-

ten, die Krüppel und die Blinden dazu ein. Selig wirst du sein, weil es ihnen nicht möglich ist, dir zu vergelten und du mithin Vergeltung finden wirst bei der Auferstehung der Gerechten.“ (Luk. 14, 12.)

Deine Almosen sind also gut aufgehoben, lieber Freund, nur mußt du mit den Zinsen einen Augenblick gedulden. Schau auf das Samentorn. Vor Beginn des Winters hat es der Landmann in den Boden gestreut; mit der Ernte aber muß es warten bis zum Sommer. So ist es mit den Almosen an die Armen. Solange du lebst, kommen sie nicht mehr zum Vorschein, sie scheinen für dich verloren; aber schon längst keimen sie für dich in der Furche der Ewigkeit. Wenn dann der Herr einmal den Schnitter Tod sendet, wirst du deine Liebeswerke als reiche Garben eintragen in die Scheune des Himmels.

Zwar wäre es schön und edel, umsonst Gutes zu tun, ohne jeden Hintergedanken an Lohn oder Vergeltung. Zu einer so selbstlosen Auffassung kann aber ein Durchschnitts-Christ sich nicht aufschwingen. Wie die Blume nach Sonnenschein, der Magen nach Speise, so verlangt das Menschenherz für jede gute Tat nach Befriedigung und Anerkennung. Auf diesen Zug des menschlichen Herzens nimmt Gott Rücksicht. Er kennt ja, wie der hl. Chrysostomus sagt, unsere Selbstsucht, unsere unerfüllliche Begierde nach Vorteil und Gewinn; er weiß, daß wir nur ausleihen auf Unterspänder und Hypotheken, auf Sicherung, Garantie und Bürgschaft. Da nun der Arme in seiner Not derartige Garantien nicht leisten kann, so springt Gott in die Breche. „Ich selbst will Bürge sein“, spricht er. Wer Barmherzigkeit übt an einem Armen, der „leiht dem Herrn auf Wucherginsen“. Nicht einfache Zinsen will er dir geben, nicht 5 oder 10 Prozent, sondern richtige Wucherginsen, 20, ja 100 und 1000 Prozent.

Glaube übrigens nicht, daß du für dein Wohltun ganz und gar auf das Jenseits dich verträufen müßest. Wie der Landmann schon vor der eigentlichen Weinlese einige Trauben abschneidet, und wie die Köchin schon vor der Mahlzeit von den Speisen versucht, so hat auch unser Herrgott es im Brauch, daß den Barmherzigen schon in dieser Zeitlichkeit mancherlei Trost und Hilfe zuteil wird. Im Leben des hl. Franz Xaver lese ich darüber die folgende schöne Geschichte:

Auf der Insel Sanctian hielt sich ein reicher Portugiese auf, der ein zieml. äppiges Leben führte, aber Almosen spendete in Hülle und Fülle.

Eines Tages erbat sich Xaverius von ihm eine Unterstützung für ein Waisenkind. Der Portugiese war aber gerade im Spiel mit guten Freunden begriffen, und etwas unwirsch erwiderte er: Herr Vater, die Zeit ist jetzt schlecht gewählt, kommen Sie bitte ein ander Mal. — Xaverius indes erwiderte: zum Gutes tun ist immer die rechte Zeit, besonders dann, wenn man das Geld gerade in Händen hat, wie Sie eben jetzt. Belho — so hieß der Portugiese — übergab nun dem Heiligen den Schlüssel zum Geldschrank mit den Worten: Nehmt daraus, so viel Ihr wollt, nur laßt mich jetzt in Ruhe. Xaverius ging und entnahm aus der Kiste 300 Taler. Als Belho nachher das Geld zählte, sah er zu seiner Verwunderung, daß die Summe nicht abgenommen habe. In der Meinung, der Vater habe seiner Bitte nicht entsprochen, machte er demselben liebevolle Vorwürfe. Xaverius aber versicherte, er habe 300 Taler genommen, und Gott habe ihn für seine Freigebigkeit wunderbar belohnt. Xaverius weißagte auch dem freigebigen Portugiesen die Zukunft und sprach: Ihre Barmherzigkeit wird Ihnen Gott dereinst hundertfach vergelten; aber auch an zeitlichen Gütern wird es Ihnen niemals mangeln; wenn Sie geschäftliche Nachteile erleiden, werden gute Freunde Ihnen zu Hilfe kommen; auch verkündige ich Ihnen, daß Sie nicht sterben werden, ohne Ihre Sterbestunde vorher zu erfahren. — Diese Worte bewirkten in Belho eine solche Umwandlung, daß er jordan ein Leben der Frömmigkeit und Abtötung führte. Eines Tages konnte er die Neugierde wegen seines Sterbetages nicht länger unterdrücken und fragte den guten Vater Xaver, wie er seinen Sterbetag zum voraus erfahren könne! Sogleich antwortete Xaverius und sprach: „Wenn der Wein Ihnen bitter schmecken wird, dann bereiten Sie sich zum Tode, denn Sie werden nur noch einen Tag zu leben haben.“ Belho erreichte in Wohlstand ein hohes Alter. Endlich bei einer Festlichkeit im Hause seines Freundes findet er den Wein bitter. Er fragte seinen Freund, er fragte die Tischgenossen, die ihn alle wohllichmeckend finden. Da erkennt er, daß sein Ende gekommen, nimmt Abschied von seinen Freunden und läßt eine Messe für sich lesen. Während derselben legt sich Belho in voller Gesundheit in eine Tokenhahre vor dem Altar; als man nach beendeter Messfeier das Bahrtuch aufhob, fand man nur eine Leiche. Die Seele aber hatte sich gewiß in den Himmel aufgeschwungen, um den der Barmherzigkeit verprochenen Lohn zu empfangen.

Erkenne an diesem Beispiel, daß der Barmherzige mehr einnimmt als ausgibt, mehr erntet als sät. Doch wird der irdische Lohn immer nur eine Abschlagszahlung sein; der eigentliche und volle Lohn wird dir ausgehändigt am Feiertag der Ewigkeit. Niemals aber, ja's du nur deine Werke im Stand der Gnade und in guter Meinung laßt, wird ein unerschöpfbares Saatkorn darunter sein, sondern jedes einzelne wird dir reiche Ernte bringen. „Denn wer dem Armen mitteilt, der leiht dem Herrn auf Wucherzinsen“. Gerade jetzt, in den Tagen des Advent, in der Vorbereitung auf Weihnachten, verdoppele deine Eifer für Liebeswerke besonders gegen die Helden des Vaterlandes. Du wirst im blutigen Kampfe stehen. Sende den Engel der Barmherzigkeit hinaus, der die braven Truppen mit neuem Mut, mit neuer Begeisterung, mit neuer Spannkraft erfüllt, daß er sie antporne, nicht zu erlahmen in heldenmütigem Kampfe, bis der Feind niedergeworfen, bis der Friede gesichert, bis der Weg geöffnet ist zur frohen, siegreichen Heimkehr in die Arme der Lieben in der Heimat.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Männerstolz für Fürstenhronen

Am 7. Dezember begehrt die Kirche das Gedächtnis des hl. Bischofs Ambrosius, eines der vier großen lateinischen Kirchenlehrer. Er war im Jahre 333 als Sohn des Präfecten von Gallien geboren. studierte in Rom Rechtswissenschaft und wurde seiner hervorragenden Begabung wegen schon im Jahre 370 zum Statthalter von Ligurien und Aemilien mit dem Sitz in Mailand ernannt. Er war noch ungetauft, als das Volk von Mailand ihn wegen seiner Tüchtigkeit zum Bischof verlangte. Sein Sträuben half ihm nichts; nach der notwendigen Vorbereitung nahm er das Amt an. (374.)

Er ward ein Oberhirt von geradezu apostolischem Eifer, voll hingebender Liebe gegen die Nothleidenden, von unbeugsamer Strenge auch den Mächtigen der Erde gegenüber. Dies bewies er durch sein Verhalten gegen zwei Herrscher.

Justina, die Kaiserinmutter, die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Valentinianus II. die Regentschaft führte, war der arianischen Irrlehre ergeben und verlangte für ihre Glaubensgenossen eine Basilika außerhalb der Stadt. Ambrosius schlug dieses Verlangen ab mit den Worten: „Der Kaiser hat seine Paläste, man lasse dem Bischof die Kirchen!“ Erbittert bestand sie nun sogar auf einer Kirche innerhalb der Stadt und ließ diese mit Soldaten besetzen. Der heilige Kirchenfürst aber begab sich in den Dom, wo sich eine große Volksmenge zu seinem Schutze versammelte. An seine Beirathen, die mit ihm mehrere Tage im Gotteshause aushielten, betend und Palmen singend, richtete er wiederholt Predigten, in denen er unter anderem sagte: „Fordert der Kaiser Abgaben, so werden wir sie nicht verweigern, verlangt er unser Vermögen, so mag er es nehmen; selbst Leib und Leben bin ich bereit, aufzuopfern, — aber der Kirche kann ich nichts vergeben, sie gehört Gott; der Kaiser ist in der Kirche, aber nicht über der Kirche. Ich werde nicht fliehen; wenn man mich der Kirche mit Gewalt entreißt, so wird man nur meinen Leib von ihr trennen, nimmermehr aber meine Seele!“ Nach einigen Tagen aber wurde die Belagerung aufgehoben.

Der zweite Herrscher war Kaiser Theodosius, der wegen eines Volksaufstands in der Stadt Thessalonich ein großes grausames Blutbad hatte anrichten lassen. Ihm verwehrte Ambrosius den Eintritt in die Kirche, tat ihn in den Bann und nahm ihn erst nach achtmonatlicher schwerer und öffentlicher Kirchenbuße wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen auf.

Der Heilige starb am Karfreitag des Jahres 397 unmittelbar nach dem Empfang der hl. Beizehrung und wurde am Ostersonntag in seiner Basilika beigesetzt. —

An dem Verhalten dieses großen Bischofs könnte sich gar mancher Mann ein Beispiel nehmen. Bekannt ist ja die Redensart vom „Männerstolz vor Fürstenthronen“, aber nicht zu oft mag dieser Mannesstolz zu finden sein. Die Menschen sind nun einmal so: Niedriggestellten gegenüber bringen sie's über's Herz, rauh, streng und unparteiisch zu sein, sobald sie aber einem Vornehmen einem Vielbesäen-

den und Vielmächtigen gegenüber treten, wagen sie kein Wort des Einwurfs, keine Aeußerung eines gerechten Vorhaltes, finden alles gut, recht und schön, um sich's nur ja nicht für die Zukunft zu verderben. Man kann ja nicht wissen. . . . Solche Menschen handeln vielfach wie ein Radfahrer — nach oben machen sie den Budel krumm — nach unten treten sie.

Unerschrockenheit und Freisein von Menschenfurcht machen erst den den ganzen Mann aus. Er gleicht dann dem Fels, der auch der Macht des Sturmes nicht weicht und unerschüttert dasteht, während das Rohr vor jedem Windhauch sich biegt und windet. Und gerade unsere Kirche war immer reich an solchen Männern, die lieber alles dahingaben, Ansehen, Vermögen, ihre Stellung, ja selbst ihr Leben, als auch nur das kleinste Zugeständnis zu machen, wenn die Wahrheit oder das Wohl der Kirche hätte leiden müssen. Und solche gibt's auch heute noch.

Oft ist die Furcht, die einer davor hegt, einem Höhergestellten gegenüber auch das Recht und die Wahrheit unerschrocken zu vertreten, gar nicht am Platze. Gar mancher Angehörige in der menschlichen Gesellschaft ist froh oder nimmt es wenigstens nicht übel, wenn ihn jemand auf etwas Ungehöriges aufmerksam macht. Und gar mancher auf der Menschheit Höhen wäre nicht dazu gekommen seine Meinung und sein Handeln für unanfechtbar zu halten, wenn ihm von allem Anfang an manchmal einer widersprochen hätte. Das ist ja oft das Unglück, der Herrschenden, daß sie die Wahrheit nicht erfahren. Borgesezte verlieren nicht selten alles Vertrauen, weil sie sich mit Günstlingen und unverantwortlichen Ratgebern umgeben, die ihnen schmeicheln und niemals widersprechen. Respekt vor einem wirklichen Mann, der es waagt, selbst auf die Gefahr hin, daß er zunächst keinen Dank erntet, in eine solche Wirtshaft hineinzuleuchten. Seider tun nur wenige dieses gute, segensreiche Werk.

Der Kalenderschreiber.

Vollkrieg.

Einiges zur Erklärung der Vorgänge in Belgien.

An Stelle des Friedensrechtes tritt im Krieg das Kriegsrecht, das dem bewaffneten Feind gegenüber in Wort und Tat vieles erlaubt, was dem ruhigen Nachbarn gegenüber nicht gestattet wäre. Aber auch der Krieg hat sein sittliches Gesetz, und neben den Rechten, die er dem Feinde gegenüber verleiht, legt er auch Pflichten auf. Das fundamentale Recht des Krieges ist die Gewalt, sind die Zwangsmittel zur Erreichung des Zweckes, der den gerechten Krieg notwendig gemacht hat. Die fundamentale Pflicht des Krieges ist es, das fundamentale Recht nicht durch Ueberschreitung der vom Zweck des Krieges gesetzten Grenzen in Unrecht zu verkehren. Der Krieg ist ja kein Kampf zwischen Tieren, sondern zwischen Menschen, welche sowohl einzeln wie auch in gesellschaftl. Verbänden im Kriege nicht weniger als im Frieden dem in Gottes Willen gegründeten Sittengesetz unterstehen, dessen Herold und treue Auslegerin die Vernunft des Menschen ist. Das im Kriege geltende Recht ist das sogen. Völkerrecht, d. h. stillschweigende gewohnheitsmäßige Uebereinkommen und geschriebene Abmachungen. Wie steht nun der Vollkrieg zu diesem Völkerrecht? Hier gilt grundsätzlich Folgendes:

Eine kriegsführende Macht, welche die ausdrückliche Erklärung abgibt, daß sie, entsprechend dem Völkerrechte, den Krieg nur mit uniformierten Soldaten, die an ihrer Kleidung deutlich erkennbar sind, führen wolle, begehrt einen Bruch des Völkerrechtes, handelt gegen Treu' und Glauben, wenn sie trotzdem den Vollkrieg organisiert oder dessen Organisierung duldet und nicht unterdrückt, soweit sie dazu in der Verwirrung, die der Krieg anrichtet, die Macht hat. Sie hat dem Feinde ihr Wort versündigt, daß die Zivilbevölkerung nicht am Kriege teilnehmen wird und sie hat nur auf Grund dieser Versicherung vom Feinde erlangt, daß er der Zivilbevölkerung mit Vertrauen entgegentritt und sie nicht feindlich behandelt.

Wenn eine Zivilbevölkerung, mit oder ohne Einwilligung ihrer Regierung, den Vollkrieg führt, so handelt die kriegsführende Bevölkerung selbst wider Treu' und Glauben, falls sie dem Feinde nicht offen kämpfend entgegentritt, sondern friedliche Gesinnung heuchelt und das in sie gesetzte Vertrauen des Feindes mißbraucht, um ihn in die Falle zu locken und meuchlings zu überfallen; ist die Bevölkerung feindlich gesinnt und will sie ihr feindliche Gesinnung

durch die Teilnahme am Kampfe betätigen, so hat sie dies offen zu zeigen und darf nicht durch Zurschaubarung friedlicher Gesinnung täuschen und die Korrektheit und den Edelmut des Feindes mißbrauchen.

Im gegenwärtigen großen Krieg ist der Vollkrieg in verschiedenen Formen aufgetreten. Brüsseler Zeitungen haben am Anfange des Krieges von der Bildung von Franktireursabteilungen geschrieben. Die Franktireurs, mit denen die deutschen Truppen an so vielen Orten Belgiens und Frankreichs zu tun hatten, sahen ihre Aufgabe in hinterlistigen Ueberfällen auf die deutschen Soldaten. Daneben muß man aber in Belgien, wo in den verschiedenen Städten und Dörfern ganz offen aus den Häusern geschossen wurde, von einem richtigen Vollkrieg sprechen. Da die belgische Regierung am 8. August der deutschen erklärte, daß sie den Krieg nur mit uniformierten Soldaten zu führen gedenke, und auch vor den traurigen Vorgängen in Löwen die Bewohner durch die Geistlichkeit nachdrücklich zur Ruhe ermahnen ließ und sie aufforderte, sich namentlich des Schießens auf die deutschen Truppen zu enthalten, so scheint der Vollkrieg in Belgien nur von untergeordneten, namentlich militärischen lokalen Behörden und vom verzehten Volke selbst ausgegangen zu sein.

Als Ursachen des Vollkrieges in Belgien, der für so viele eine peinliche Ueberraschung war, kommen verschiedene Umstände in Betracht. Ermöglicht wurde er nur durch das hitzige und vielfach auch leicht zur Gewalttätigkeit neigende Temperament des belgischen Volkscharakters, von dem uns Heinrich Conscience in seinem „Löwen von Flandern“ zum Beispiel in der Person des rohen Weygers Jan Bredel einen gar nicht so seltenen Typus gezeichnet hat. So hat namentlich in den Kohlenbeden von Lüttich der Boden immer von Revolten, Streiks und Wahlschlachten gedöhnt. Ein beständiger Krieg ist Taschenformat. Bei einem Streit vor 14 Jahren war der ganze Bahnhof von Lüttich von den Herden der Mineurs mit Weib und Kind belagert, Weiber, die wie Raubtiere auf jeden Arbeitswilligen sprangen, Kinder, die auf dem Bauche lagen und Zigaretten rauchten und fluchten wie die Alten. Sie fluchten dort, wenn sie lachen und wenn sie weinen, der Fluch ist ihre Bekräftigung für gutes Wetter und gute Laune. Wenn gerade ein Priester mit dem Allerheiligsten vorbei zum Kranken geht, sagen sie wohl: „Laßt nur erst den guten Gott vorüber sein, dann stech ich dir das Messer in den Leib!“ Das heißt, wenn sie mit dem guten Gott noch nicht die allerletzten Beziehungen abgebrochen haben, denn in diesem Fall empfangen sie den Priester mit Hohn und Gewalttätigkeit. Kein Priester darf sich mehr in den Straßen blicken lassen, den Schwestern reißt man den Schleier von den verhüllten Köpfen, und selbst die Binzenzschwester darf nicht mehr in die engen und schmutzigen Häuser der Armen und Kranken gehen. Im selben Lüttich war vor 20 Jahren ein großer Anarchistenprozeß, der mit einigen Todesurteilen und schweren Kerkerstrafen endigte und in den auch mehrere deutsche Anarchisten verflochten waren, was eine große Steigerung des Deutschenhasses bei der Bevölkerung zur Folge hatte. Auch die japanischen und russischen Studenten sind in Lüttich ein sehr vulkanisches Element; namentlich letzteren hat man denn auch, freilich mit Unrecht, versucht, die ganze Schuld an den schweren Ausschreitungen in die Schuhe zu schieben. Daß sie jedoch, sowohl in Lüttich wie auch in Löwen, an der Revolte gegen die Deutschen einen sehr großen Anteil haben, hat sich unterdessen immer klarer herausgestellt.

(Schluß folgt.)

Gefallen!

Wir sitzen bei Tisch und plaudern.

Das Mädchen reicht ein Telegramm herein. Nun ja, es gab schon Tage, wo ich ihrer mehr bekam. Sechs Augen stoben auf mich. Ich breche das gefaltete Papier auf. . . . Ja!

Es fällt kein Wort, aber wir weinen alle vier zu gleicher Zeit. Die Kinder werfen sich aufs Sofa, wir Eltern gehen mit gefalteten Händen durch die Zimmer. Es geht so eine Weile, bis wir ein paar Sätze sprechen. Sonderbar, es sind immer dieselben Sätze, ja, es ist nur ein Satz, nur ein O. danke, der in zuckendem Geschluchz erstirbt. Gefallen, tot! Das also ist der Krieg! So sieht er aus? Ja, das war wirklich alles Theorie, was wir bisher empfanden, das Große, Stolze, Erhebende, das Herz und Seele Weiteude, Befreiende. Nun steigt es fast in uns auf wie Flammenhaß. Es graust uns von den Flüchen

Heute im D-Zug.

und Verwünschungen der vielen Tausende Verlassener Mütter, Schwestern, Väter, Brüder. Ich sehe den endlos langen, bängigen, schwarzen Zug der Weinenden vor Gottes Thron hintreten. Sie fordern dort die Seelen derer, die aus Gold- und Ländergier die Welt mit hohlem Elend überschütteten.

Aus einer Mappe holen wir sein letztes Bild. Wir stellen's in die Reihe unserer Toten ein. Sie ist schon lang. Wir glauben an ein ewiges Leben, und so ist es denn schon beinahe gleich, ob hüben oder drüben. Seltsam, wie lebendig ein Bild werden kann. Ich höre, wie er sprach und wie er lachte, ich seh' ihn sich bewegen und seine Geberden. Mein Gott, es ist wie gestern, daß er in mein Leben trat. Ich sehe ihn als schwächlichen Knaben, pfiffig und flink, denke daran, wie ich... manche No: der Schulzeit ihm erleichtert habe, bin mit ihm Student in Marburg. Was war er für ein Student! Er schäumte vor Frische. Dann kamen seine schweren Sorgen des Berufes. Auch da gestattete das Schicksal mir, ihm manchen Pfad zu ebnen. Ich war so froh, daß es in meiner Macht stand. Er vertraute mir. Er war ein glücklich-unglücklicher Mensch. Mit heiterem Sinn trug er die Zentnerlast des falsch gewählten Berufes. Er wäre sein Leben gern Offizier geworden. Nun starb er doch an der Spitze seiner Kompagnie.

Wie er wohl starb? Eine Granate hatte ihn fortgerafft. Ob sie ihn in Stücke riß? Vielleicht hat er noch Stunden der Qual durchlebt? Vielleicht hat sein irrender Blick in den Sternen des Himmels die Augen der Liebe gesucht. Vielleicht haben brennende Dörfer ihm hinübergeleuchtet in die ewige Nacht. Vielleicht hat er mit Sturm und Kanonen um die Wette gehult in wahn sinnigen Todesschmerzen.

Gott war bei ihm, als er seine Seele aushauchte in den Angsten der Schlacht. Seine Sterbestunde muß eine selige gewesen sein, denn für keinen hatte seine Mutter sich die Knie wund gebetet wie für ihn... Bei Ronon haben sie ihn eingescharrt mit seinen dreißig Jahren. In Hast vielleicht und angstvoller Eile wird man ihn in die Erde geschlagen und sein Grab zugeworfen haben. Wie ich dieses Unglücksdorf Chevillsecourt suche. Vor jeder großen Karte mache ich Halt. Sie hängen in den Schaufenstern neben diesen beleidigend albernen Bild-Kriegsarten, die mich jetzt noch mehr empören. All' die rinnenden Gewässer und zerstampften Orte dieser Gegend kenne ich. Wohl ein Duzend endigen auf -court. Jede neue Karte hemmt den Tritt. Und die Todesanzeige in der Zeitung. Ich schrieb sie ja doch selbst; doch da ich sie jetzt in der Zeitung sehe, da erstarrt etwas in mir. Buchstabe lese ich 'ur Buchstabe. Ich lege das Blatt beiseite, hole es wieder, lasse es offen liegen und bohre mich förmlich in diesen großen, schwarzen Namen ein, der soviel Fröhlichkeit und Lebenslust enthielt.

Auf meinem Schreibtisch steht noch ein Kuvert, das seinen Namen trägt. Fast jeden Tag habe ich ihm eines gefüllt mit ausgeschrittenen Zeitungsmeldungen. Schon kamen ihrer einige zurück. Eine gleichgültige Hand schrieb auf den Umschlag seelenlos: „Gefallen.“ Es treffen Briefe seiner Freunde ein. „Goldi“ hieß er bei ihnen. Ja, sein Strahlen wird noch vielen fehlen. Ob er auch im Felde froh war? Seine Briefe waren frisch, auch wenn er von den unerhörten Märschen und dem peinigenden Hunger sprach. Er wird schmal und fahl gewesen sein, als ihn der Tod barmherzig in die Arme schloß. Zerfetzt, beschmutzt, in Schweiß gebadet, ausgepumpt bis auf den letzten Rest von Leben. Gott wird diesen Tod auf seine Lebenswage legen, und die Zentnerlast des Opfers wird die Schale seiner Sünden in die Höhe schnellen, daß sie schwebt wie eine Feder.

Draußen hallt das Pflaster von dem Rhythmus eines Landwehrcbataillons, das ins Feld rückt. Violett und rot blühen die Asteren, die die Klintenläufe zieren. Wie im Traume horche ich auf die Melodie des „In der Heimath, in der Heimath, da gibts ein Wiederseh'n“. Einmal wird die große, stolze, graue Welle wieder rückwärts branden. Und es wird ein Jauchzen und ein Lärmschwochen geben. Alle Glocken werden brummen, singen, jubelieren. Breite Fahnen werden in Pöblichkeit, schwarz und weiß und rot, in Straßen und Gassen flattern. Mütter werden ihre Söhne in die Arme schließen, werden stolz mit ihnen durch die Straßen ziehen.

Aber wir — wir werden still und sehen an halbgeschlossenen Fenstern stehen und leis in uns hinein weinen. Und viele, viele mit uns. (A. B.)

„Es ist eine Rücksichtslosigkeit von der Bahnverwaltung,“ sagte die junge Frau, die mit ihrem Mann und Kind und dessen Wärterin im gleichen Abteil mit mir saß. „Den Leuten sollte man doch besondere Wagen anweisen. Man denke doch nur an die Anstehungsgefahr! Sie kommen direkt vom Schlachtfeld! Sind kaum gewaschen und verbunden! Sind schmutzig und riechen nach Apotheke... O ja, es ist eine Zumutung für das reisende Publikum!“

„Wenn Sie es so empfinden...“ sagte ich. Und sie wurde still. Worauf ihr Mann sagte: „Auch ich kann es nicht verstehen. Unsere Bahnverwaltung ist doch sonst...“

Sonst! Freilich, da fuhr man ungestört (Wen stört das Rattern des fahrenden Zuges!) und schweigend gelangweilt von Nord nach Süd und von Ost nach West. Man saß und fuhr. So wie man an seinem Schreibtisch sitzt und arbeitet.

Heute ist das Bahnfahren wieder einigermaßen zum Reisen geworden. Es ist wieder mühsamer und anstrengender, dafür aber interessanter. Während unsere Bahnfahrerei sonst keinen anderen Zweck hatte als die Ueberwindung der Strecke, haben heute diese Stunden einen Inhalt bekommen. Wir hören und sehen im Zuge mehr vom Kriege als in unseren Städten. Was natürlich nichts ist für solche Damen, die auf Grund ihrer Verbildung und Einbildung nicht in stande sind, in einem Soldaten nicht mehr und nicht weniger als einen Mitmenschen zu sehen. Deren innerstes Wesen Egoismus (Selbstsucht) ist. Auch heutzutage!

Heute sind unsere Züge überfüllt mit Verwundeten und Verbundenen. Mit Helden, die für uns, die wir nach wie vor in Federbetten schlafen und zu festgesetzten Zeiten zu Mittag und zu Abend essen, hinausgezogen sind und geblutet haben, die verdienen, daß sie von eben diesen Damen mit besonderer Hochachtung behandelt werden. Auch in ungewaschenem Zustand!

Sie stehen herum auf allen Bahnhöfen und warten auf den D-Zug, der sie ans Ziel bringen soll, damit sie endlich zur Heilung ins Lazarett kommen können. Seit fünf Tagen sind sie schon unterwegs! Haben fünf Tage lang in Viehwagen auf Stroh gelegen! Und sind alle verwundet, haben alle Schmerzen!

Endlich haben sie die Möglichkeit, sich in weiche Polster zu setzen; bald die zur Genesung nötige Ruhe zu bekommen! Ruhe? So mancher muß im Lazarett noch operiert werden. Hat noch Kugeln und Schrapnellsplitter im Leib. Verliert vielleicht noch im Lazarett Arm und Bein. Oder gar sein Leben.

Sie sind sehr vornehme Reisende. Auch wenn sie keine Fahrkarte zweiter Klasse gelöst haben wie wir — ihnen gebührt jeder Sitzplatz! Denn sie haben für uns draußen gestanden, dort, wo die Kugeln flogen und die Hölle los ist. Wenn sie auch erdige Stiefeln und blutige Kleider haben: sie lagen für uns wochenlang auf schmutziger Erde und haben für uns geblutet. Sie haben ihre Pflicht getan — für uns, die keine Pflicht haben oder tun können... Aufstehen! Sitzen lassen!

Es ist keine „Zumutung“ für uns, mit ihnen zu fahren. Es ist eine Ehre! Auch wenn sie nach Jodoform riechen. Wie viel tausendmal wertvoller sind sie als wir, heute! Gesundheit, Kraft und Mut haben sie! Sie, deren höchstes Lob heißt: Sie haben nicht mehr als ihre Pflicht getan... Verachtet uns nicht, weil wir unsere Pflicht nicht tun können!

Sich mit ihnen zu unterhalten, ist ein Vergnügen, das die Unannehmlichkeit des Jodoformgeruches vollkommen neutralisiert. Das persönliche Erlebnis ist immer wertvoll, aber nicht nur für den Erzähler, sondern auch für den Zuhörer.

Und so erzählen sie denn ihre Erlebnisse, aus denen hervorgeht, daß sie mit deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit „gearbeitet“ haben. So z. B. bohrte sich dem einen eine Kugel durch die rechte Hand, als er im Schützengraben lag. Er schoß trotzdem noch solange weiter, bis der Blutverlust seinen Arm sinken ließ... Dann kroch er kilometerweit auf allen Vieren durch Kartoffelfelder zurück zum Verbandplatz — über sich die feindlichen Kugeln vorbeischießen hörend... Und jeder erzählt so seine Erlebnisse. Und alle anderen stimmen bei. Sie haben alle so ziemlich die

gleichen Erfahrungen gemacht vor dem Feinde. Am Verbandplatz haben sie sich zusammengefunden. Und kennen einander doch schon so gut. Wie Leute, die gemeinsam dem Tode ins Antlitz geschaut haben... Denn das verbrüdernd — das Bewußtsein der Menschenschwäche. Während vermeintliche Stärke entzweit... Kameraden... Lauter Leute, denen das Glück hold war: Einen Schritt mehr rechts, einen Schritt links — und der Schuß wäre durchs Herz und nicht durch den Arm gegangen... Und hätte der eine sich nicht herumgedreht, dann hätte er die Schrapnellsplitter im Unterleib: jetzt kann er nur nicht sitzen... Nur!... Man macht ihm Platz, er darf sich legen.

Und so verfliegt die Zeit. Auf jeder Station kommen neue Verbundene. Hier und da steht einer, den schon das Eisene Kreuz schmückt. Er trägt mit doppeltem Stolz seinen Arm in der Binde. Auch verwundete Offiziere kommen vorbei und unterhalten sich kameradschaftlich mit den Soldaten. Was könnte das jetzt dem Respekt schaden! Jetzt, nachdem man gemeinsam gekämpft und gelitten hat, Mensch neben Mensch.

Auf jeder Station werden die Soldaten bewirtet. Auch in der Nacht. Von Frauen und Mädchen, die „sonst“ nie geglaubt hätten, daß es möglich ist, ohne Hut im Bahnhof zu stehen. Sonst... Heute merkt man nichts von Standesunterschieden. Heute sieht man nur Menschlichkeit. Und etwas davon bleibt vielleicht doch und überdauert den Krieg. Es könnte auch im Frieden zieren.

Die waderen Kolpingsöhne im Krieg.

Von der internationalen Kolpingsfamilie stehen wohl an die 60 000 im Kriegsfelde. Viele haben schon den ewigen Wanderstab ergriffen. Im Kolpingsblatt, dem Organ des Verbandes, stehen allwöchentlich ganze Spalten von Namen der Gefallenen aus diesen und jenen Vereinen.

Natürlich sind die Vereine arg zusammengeschrumpft; große Vereine, die viele Hundert Mitglieder hatten, zählen kaum noch einige Duzend und die Gesellenhäuser sind vielfach zu Lazaretten eingerichtet, oder stehen leer und verursachen den Vereinen recht große Sorgen.

Alle Berichte, die von den Mitgliefern des Gesellenvereins verlauten, kennzeichnen die Tapferkeit, den Edelmut und das mutvolle Glaubensbekenntnis dieser jungen Männer. Hier nur zwei Bildchen:

In einer Schützenlinie spielte sich folgendes ab: Alles war ruhig, kein Feind weit und breit. Die Leute langweilten sich und wie es so geht, man kommt sich näher und vertraut sich dem Nächsten; richtig in seiner Nähe ist noch ein Kolpingssohn und diese zwei stimmen zur allgemeinen Freude ein Lied an: „s war einst ein braver Junggesell“ und bald hallte es aus hundert Kehlen in die stille Nacht hinaus: „Vater Kolping lebe hoch!“ So hatten sich eine ganze Reihe waderer Kolpingsöhne gefunden.

Ein schwerverwundeter Geselle, der nach Empfang der hl. Sakramente am 8. Oktober im Lazarett zu Lucon starb und auf dem Friedhof in Lucon auf die dereinstige Auferstehung harrt, schrieb in seinem letzten Brief an den Pfarrer seiner schwäbischen Heimat, der dort gerade an seinem Todestage eintraf, folgende Worte: „Ich kann Ihnen versichern, lieber Herr Pfarrer, daß ich während meiner zehnjährigen Wanderschaft den katholischen Glauben bewahrt habe dadurch, daß ich ein eifriges Mitglied des katholischen Gesellenvereins gewesen bin. Das erludt mich jetzt, wo jeder Tag mir den Tod bringen kann, mit besonderer Genugtuung.“

Eltern! Bringt Eure Söhne in die katholischen Vereine!

Mert's!

Die ersten Christen, so schreibt der hl. Epiphanius, haben ihr Vaterland geliebt und in schwerer Zeit für dasselbe gebetet: Gott segne den Kaiser! Er gebe ihm weise Ratgeber, ein tapferes Heer und ein treues Volk.

Unter Beifügung der folgenden Bitte, aus dem Allgemeinen Gebet:

Er führe uns zum Siege und lasse uns bald zu einem die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Frieden gelangen, ein kurzes wachsendes Leben für die... (A. B.)

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Kriegsruf an die lieben Kinder!

Ein schrecklicher Krieg ist ausgebrochen. Nicht nur in einem Lande, sondern in vielen Ländern sind die Männer und Jünglinge unter die Fahnen gerufen worden. Viele Millionen Soldaten stehen sich mit tödlichen Waffen gegenüber. Auch viele eurer Bekannten und Verwandten, vielleicht euer Vater oder eure Brüder haben ins Feld ziehen müssen. Wer weiß, ob sie wiederkehren! Jedenfalls müssen sie Mähen ohne Zahl aushalten und ihr Leben vielen Gefahren aussetzen.

Trotzdem sind sie freudig der Aufforderung des Kaisers gefolgt. Voll Mut und Begeisterung haben sie alles verlassen und voll Hoffnung auf den Sieg das Schwert ergriffen; denn es handelt sich um eine große heilige Sache. Unser Kaiser hat den Krieg nicht gewollt, er ist dazu gezwungen worden. Es handelt sich um die Freiheit unseres Vaterlandes; es handelt sich darum, daß wir ruhig und glücklich in unserer Heimat leben können.

Liebe Kinder! Wächst da nicht auch ihr das eilige beitragen, daß wir siegen? Neulich las ich von einem kleinen Tiroler Knaben von 7 Jahren, der um jeden Preis mit seinem Vetter in den Krieg ziehen wollte. Er suchte seine besten Kleider zusammen und packte sich Wäsche in eine Schachtel, bis er alles Nötige zu haben glaubte, außer einem Gewehr. Es kostete dann bittere Tränen, als man ihm begreiflich machte, daß er noch zu jung sei für den Krieg. Nein, liebe Kinder, um das Gewehr zu tragen, dazu sind eure Arme noch zu schwach; um mit den Soldaten anstrengende Märsche zu machen, dazu sind eure Füße noch zu klein, Hunger und Durst würden ihr nicht lange aushalten. Aber ihr könnt die Waffe des Gebetes in eure Hände nehmen und ihr könnt den obersten Kriegsherrn selbst, den Heiland, durch die hl. Kommunion in euer Herz aufnehmen, um ihn um seinen Segen für unsere Soldaten zu bitten.

Darum, liebe Kinder, betet in dieser Kriegszeit recht viel und recht oft. Betet zum göttlichen Herzen Jesu, zur lieben Muttergottes, zu den Schutzengeln der Soldaten und zu dem großen Apostel unseres Vaterlandes, dem hl. Bonifatius. Die letzte Strophe unseres Bonifatius-Liedes, sie paßt so schön für die jetzige schwere Zeit:

O Glaubensvater, sieh' die Not,
In der wir uns befinden,
Stül' Gottes Horn, wenn er uns droht,
Zu strafen un're Sünden;
Bitt' ihn, daß seine starke Hand
Uns schütze samt dem Vaterland.

Singt sie immer recht andächtig, wenn ihr an der Kriegsandacht teilnehmt; ihr könnt sie auch als Gebet sprechen und ein Vaterunser hinzufügen. Betet, daß euer Vater oder Bruder oder eure Bekannten wieder glücklich zu euch zurückkehren, daß sie in den Mähsalen des Kriegslebens den Mut nicht verlieren und großes Gottvertrauen haben. Betet für den Kaiser, daß Gott der Herr ihn stärke und beschütze. Betet für die Generale, damit sie das Richtige für unsere Heere anordnen und sie zum Siege führen. Betet namentlich für die armen Soldaten, die in der Schlacht verwundet werden oder fallen. Ach, es ist ein schrecklicher Gedanke, daß in einer einzigen Schlacht vielleicht Tausende ihr Leben lassen müssen. Die meisten von ihnen haben ja vor dem Ausmarsche die hl. Sakramente empfangen; aber vielleicht sind auch manche darunter, die leider nicht vorbereitet sind. Was geschieht mit ihnen, wenn eine tödliche Kugel sie trifft, während sie imstande der Todsfände sich befinden? Betet, daß Gott ihnen gnädig sei und ihnen wenigstens eine glückliche Sterbestunde verleihe.

Und gehet oft zur hl. Kommunion! Als der Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich, der vor einigen Monaten in Bosnien ermordet wurde, sich von seinen Kindern verabschiedete, ver-

sprach ihm sein Töchterchen: „Von jetzt an werde ich für euch jeden Tag die hl. Kommunion empfangen.“ Wie schön wäre es, liebe Kinder, wenn auch ihr bis zum Ende des Krieges jeden Tag oder wenigstens jeden Sonntag zur hl. Kommunion ginget!

Ihr wißt, wie der verstorbene hl. Vater Pius X. gewünscht hat, daß gerade ihr Kinder recht fleißig zum Tische des Herrn hinzutretet. Er hat es gewünscht nicht feinetwegen, sondern euretwegen, weil es für euch von so großem Nutzen ist und vor allem deshalb, weil ihr dem göttlichen Heiland selbst keine größere Freude bereiten könnt, als wenn ihr euch oft, ja täglich mit ihm in der hl. Kommunion vereinigt. Die beste Gelegenheit, diesen Herzenswunsch des Heilandes zu erfüllen habt ihr jetzt. Wenn ihr das tut, so seid ihr in eurem Gebete allmächtig; dann wird der Heiland auch das tun, was ihr wünscht und euch alles geben, um was ihr ihn bittet. Und wenn nicht nur ihr selbst zur hl. Kommunion geht, sondern wenn ihr auch eure Kameraden, eure Freunde und Freundinnen dafür gewinnt, so werdet ihr eine ganze Armee bilden, der Gott selbst nicht widerstehen kann.

Also auf, liebe Kinder, zum Gebet! Auf zum Tische des Herrn! Wenn dann unsere Soldaten ruhmgekrönt heimkehren, wenn die Glocken vom Turme läuten zum Zeichen, daß der Frieden geschlossen worden ist, wenn überall Jubel ertönt und Siegeslieder ertönen, dann könnt auch ihr euch freuen; denn habt ihr mitgekämpft und der Sieg ist auch euer Sieg.

Die Nanni.

Aus dem Leben.

Heute war die Nanni wieder da. Es war Herz-Jesu-Freitag, und sie hat im Franziskanerkloster die hl. Sakramente empfangen. Nachher hat sie bei uns Kaffee getrunken; da macht sie gern ein Plauderstündchen, und als ich sagte: „Bleiben sie doch da, Nanni, Sie können am Nachmittag noch heimgehen; es ist heute so schönes Wetter,“ da hängen sich die Kinder an sie: „Jawohl, Nanni, spazieren gehen! Dada gehen!“ bestellte die Kleinste. So wurden die Hüte und Mäntel geholt, der Sportwagen hergerichtet und sie gingen wieder einmal mit ihrer Nanni spazieren.

Die Gesellschaft benimmt sich manchmal recht respektwidrig gegen sie, aber sie hängen doch recht an ihr. — Die Nanni macht immer die Aushilfe bei uns, so oft neuer Familienzuwachs kommt, so lange, bis das Kleine wieder aus dem größten heraus ist. Ihr Wohnort ist eine gute Stunde weg; dort hat sie bei ihrer verheirateten Schwester, die in einem Häuschen vor dem Dorfe wohnt, ein Stübchen. Als ganz junges Ding kam sie zu fremden Leuten, um ihr Brot zu verdienen, damals als noch ein Dienstmädchen 80, oder höchstens 100 Mark im Jahr an Lohn bekam. Sie hat bei ihrer ersten Herrschaft als Kindermädchen die sämtlichen 8 Buben großgezogen und sich väter, als sie in einem Doktorhaushalt war, durch viele nächtliche Unruhe ein rheumatisches Leiden zugezogen. Von da ab konnte sie nicht mehr im Dienste sein, und deshalb bekommt sie jetzt Invalidenrente, 1500 Mark hat sie sich in langen Dienstjahren erspart; das ist ihr Vermögen.

„Nanni,“ sagte ich heute zu ihr, „haben Sie auch zu der Sammlung für's Rote Kreuz und die Malteser Ihr Scherlein beigetragen?“ „Natürlich,“ sagte sie, „5 Mark habe ich gegeben, draußen bei uns hat Jedermann gegeben, Eier, Butter, Brot, Honig und Geld.“ — „Stricken Sie auch Kriegsstrümpfe?“ fragte ich weiter. „Seit meine Leute mit den Feldarbeiten fertig sind, stricke ich die ganze Zeit. Die Soldaten müssen viel marschieren, die werden wohl viele Strümpfe zerreißen. Wir werden sie doch nicht stricken lassen!“ Sie erzählte dann noch, wie viel Freude es ihr gemacht habe, als sie kürzlich einen Trupp Soldaten bewirteten.

konnte. Gelegentlich einer Übung hatten sie bei ihrem Häuschen Halt gemacht; da hatte sie Kaffee gebracht und ein paar Brotlaibe ausgeteilt. Die Soldaten hätten das kräftige Hausbrot alle gern genommen. Am Tage vorher hatte sie einen Tragkorb voll Äpfel bekommen von jungen Leuten, denen sie das Hochzeitsessen gekocht hatte; die hatte sie auch ausgeteilt. „Wurst hatte ich keine; so habe ich halt Äpfel gegeben,“ sagte sie. „Die Soldaten müssen soviel leisten, da muß man ihnen tun, was man kann.“

Am halben Nachmittag herum ging die Nanni wieder heim; die Kinder begleiteten sie ein Stück Weges.

Gegen Abend, als ich Besorgungen machte, kam ich in das Haus des reichen Gutsbesizers N. „Fräulein,“ sagte ich der Tochter, die mich in Abwesenheit der Eltern empfing, „ich möchte die ael'ersten Äpfel bezahlen. Zwei Zentner zu je 10 Mark habe ich gekauft.“

„Ja, die Äpfel kosten aber 24 Mark.“

„Sie irren sich; Ihr Vater hat für 2 Zentner 20 Mark verlangt.“

„Das mag vielleicht sein; damals aber war es noch zu früh, einen Preis zu bestimmen; jetzt kosten sie überall mehr. Und heuer bei diesen Zeiten kann man nichts verschenken. Einen Zentner haben wir ohnedies an's Rote Kreuz gegeben,“ prudelte sie erregt hervor.

„Nein, Fräulein,“ sagte ich, „schenken sollen Sie mir nichts; dafür soll Gott mich bewahren!“

Und ich legte ohne ein weiteres Wort die vier Mark auf den Zwanzigmartischen.

Aber als ich aus dem großen massiven Hause ging, wo die Wohlhabenheit aus allen Ecken schaute und wo doch die Äpfel für's Rote Kreuz so schwer ins Gewicht fielen, da dachte ich an das kleine Häuschen, in dem die Nanni wohnte, und wie sie so selbstverständlich allen Menschen Geselligkeiten erwies und so gern und reichlich gab, und ich sagte bei mir: „O Nanni, wie bist Du reich!“

Wie man sich Sonntags im Felde hilft!

Die Eltern eines unserer Kämpfer bringen mir, so schreibt ein Pfarrer, den Feldpostbrief ihres Sohnes. Der einfache Junge ist wegen seiner tapferen Haltung vor dem Feinde zum Unteroffizier befördert und mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet worden. Die Szene, wie er seine Kameraden am Sonntag religiös zu erheben weiß, verdient festgehalten zu werden. Er beschreibt sie so:

„Am Sonntag haben wir einmal Feldgottesdienst abgehalten. Wie mir dazu kamen, will ich euch schreiben. Ich und noch ein Unteroffizier saßen am Samstag abend beisammen und kamen auf das Gespräch, daß am folgenden Tage Sonntag sei. Wir bedauerten, daß wir seit langem nicht mehr in der Kirche waren und beschlossen nun, am nächsten Morgen mit unseren Kameraden ein paar Lieder zu singen und einige Vater unser zu beten. Nun hatten wir uns ein kleines Häuschen in die Erde gebaut und ein spitzes Dach von Baumstämmen gemacht; ich sagte, das solle unsere Kirche sein, und die anderen stimmten zu. Ich machte ein Kreuz aus Holz, und schrieb auf das Querstück die Worte: „Gelobt sei Jesus Christus“ und hing dann einen Rosenkranz darauf. Das stellte ich vorne auf und ein brennendes Licht davor. Dann begann der Gottesdienst. Wir sangen alle zusammen ein paar schöne Lieder und beteten einige Vater unser. Auch unsere gefallenen Kameraden gedachten wir im Gebete. Unser Leutnant war unterdessen gekommen und beteiligte sich auch am Gottesdienst und hielt dann eine wunderschöne Rede, geradezu herzergreifend. Vielen Augenblick werde ich nie vergessen, so rührend wie es war. Alle Kameraden standen gesenkten Hauptes da und beteten und sangen mit, auch die rauhesten Brüder. Ich hätte beinahe weinen müssen. Ich vergesse nie zum lieben Gott zu beten, der wird alles zum Besten lenken. Hoffentlich habe ich das Glück, noch einmal zu Euch zurückzukehren.“

Ja, tapferer, frommer Junge, das wünschen wir dir von ganzem Herzen und darum beten wir für dich, fügt der Seelsorger bei.



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik und Ratgeber für Landwirtschaft etc.

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 50.

Sonntag den 13. Dezember 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einpaltige Colonetzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatte für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist 5 u. d. a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenalender. — Dritter Sonntag im Advent. — Die Wurfchaukel. — Aus dem Kalender der Woche. — Advent und Krieg. — Zeitgemäße Worte des hl. Augustinus. — Volkskrieg. — Ein Stück Heimat. — Ehre dem Herrn der Herren. — Geldin. — Die Frau und der Krieg. — Sorge für die Dienstboten. — Was schwache Kraft vermag.

Wochenalender.

- Sonntag, 13. Dez., 3. im Advent. Lucia, Jungfr. u. M. Ottilia, Jungfrau.
- Montag, 14. Dez., Sonder-Oktav der unbesl. Empfängnis.
- Dienstag, 15. Dez., Oktav von der unbesl. Empfängnis.
- Mittwoch, 16. Dez., Eusebius, B. u. M. Adelheid. ††
- Donnerstag, 17. Dez., Sturmius, Abt.
- Freitag, 18. Dez., Fest der Erwartung der Geburt. ††
- Samstag, 19. Dez., Vigil von Thomas. Wunibald, Bek. ††

Dritter Sonntag im Advent.

Das Zeugnis des Johannes.

Evangelium Joh. 1, 19—28.

In jener Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: „Wer bist du?“ Und er bekannte und leugnete nicht und bekannte: „Ich bin nicht Christus“. Und sie fragten ihn: „Was denn? Bist du Elias?“ Und er sprach: „Ich bin es nicht.“ — „Bist du der Prophet?“ Und er antwortete: „Nein!“ Da sprachen sie zu ihm: „Wer bist du denn, damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben? Was sagst du von dir selbst?“ Er sprach: „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Isaias gesagt hat.“ Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen zu ihm: „Warum taufest du aber, wenn du nicht Christus, noch Elias, noch der Prophet bist?“ Johannes antwortete ihnen und sprach: „Ich taufe mit Wasser, aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist und dessen Schuhnemen aufzulösen ich nicht würdig bin.“ Dies ist zu Bethaniam geschehen, jenseits des Jordan, wo Johannes hause.

Die Wurfchaukel.

Wie ein Leuchtturm am Meeresstrand so steht Johannes im Vordergrund der hl. Adventszeit. Die Irraeliten zu Jesus führen, ihnen das Licht des Lebens zeigen, das war ja nach den Worten des Engels seine Aufgabe, kein Verku. Ein Leichtes wäre es dem Läufer gewesen, die Gläubigen an seine eigene Person zu leiten. Schauten sie doch zu ihm auf wie zu einem Halbgott und vermuteten in ihm den Messias, den Befreier Israels, den Herrscher der ganzen Welt. Seht, wie Johannes mit aller Energie seiner Demut die guten Deutschen von sich abschüttelt: Glaubet ja nicht, daß ich der Messias sei; da seid ihr gang auf dem Holzweg; ich bin nur ein Vorläufer. Ich bin nur der Führer zu

Christus; dieser selbst wird zwar erst nach mir kommen, ist aber vor mir gewesen und ist größer als ich; nicht einmal seine Schuhriemen anzulösen bin ich wert; auch taufe ich nur mit Wasser, er aber wird mit dem hl. Geiste und mit Feuer taufen; ich bin nur ein armseliger Prediger, dem jede Nacht abgeht: in seiner Hand aber ist die Wurfchaukel, und er wird seine Tenne reinigen; den Weizen wird er in die Scheune führen, die Spreu aber verbrennen mit unauslöschlichem Feuer.

Betrachten wir das Gleichnis von der Wurfchaukel. Wenn du schon auf dem Land dich umgeschaut hast, so werden wir einander bald verstehen. Du hast den Weizen gesehen, die edle, herrliche Frucht, die uns das Weißbrot und den Kuchen liefert. Was du auf dem Halme siehst, das ist zunächst nur die Hülle, die Spreu. Der Kern aber in dem das edle Mehl geborgen ist, der sitzt im Innern wie der König in seinem Palaste. Daraus muß der Kern erst vertrieben werden und zwar mit Gewalt. Dieses Geschäft wird von den Dreschern besorgt. Die Frucht wird vom Stroh losgeschlagen, wobei auch der Kern herauspritzt aus der Hülle. Der Kern mit samt der Spreu wird in der Scheune zu einem großen Haufen aufgeschichtet. Jetzt kommt die Windmühle an die Reihe. Die ungetrennte Frucht wird hineingelan, und durch die Gewalt des Windes werden Spreu und Staub auf der einen Seite hinausgejagt, während auf der anderen Seite der reine Kern zum Vorschein kommt. Der Weizen wird dann zur Mühle gebracht, während die Spreu anderweitige Verwendung findet.

Bei den Juden und im Orient wird das Dreschen auf dem freien Felde vorgenommen. Es wird ein Platz, die sogen. Tenne, abgegrenzt. Die Frucht wird ausgebreitet und Ochsen darüber getrieben; unter den wuchtigen Tritten ihrer Hufe werden die Körner ausgetreten; die Absonderung der Spreu geschieht mit der Wurfchaukel. Ein Mann hält sie in der Hand und wirft jeweils ein Quantum mit voller Wucht gegen den Wind. Durch den Luftzug fliegt die Spreu fort und es bleibt der Kern zurück, der in die Scheune gebracht wird, während die Spreu auf dem Felde draußen dem Feuer übergeben wird.

Welch' einfaches Gleichnis — Welch' große Wahrheiten! Du erkennst in diesem Bilde den Heiland in seiner großartigen Stellung als Weltenrichter. Ich brauche ja die Auslegung dir nicht erst auf die Zunge zu streichen, du hast sie schon längst selbst erraten. Die Frucht sind die Men-

schekinder; die Kerne bedeuten die Guten, die Spreu die Bösen, die Tenne ist das Gericht, der Mann mit der Wurfchaukel ist der Heiland, die Wurfchaukel selber ist der Richterspruch, die Scheune ist der Himmel, das Feuer die Hölle.

So lange nun das allgemeine Gericht noch nicht da ist, so lange sind Gute und Böse wie Weizen und Spreu mit einander vereinigt. Wohl werden in Russland die Verbrecher nach Sibirien geschafft, in anderen Ländern die gemeingefährlichen Subjekte hinter Schloß und Riegel gesteckt, soweit die Polizei ihrer habhaft werden kann. Diese Absonderung ist nur eine kleine Ausnahme; im großen Ganzen aber wohnen in demselben Lande, in derselben Stadt, in demselben Dorfe, ja oft in demselben Hause Gute und Böse dicht beisammen. Warte nur, es kommt die Stunde, wo ausgedroschen wird, die Stunde des Gerichtes; da wird aus dem Munde des Heilandes an die Guten die Einladung ergehen: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters und besitzet das Reich, das von Grundlegung der Welt an euch ist bereitet worden.“ Den Bösen aber wird er das Wort entgegendonnern: „Weicht von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer.“

Wird es einem nicht etwas bange bei diesem Gedanken? Siehe, der hl. Hieronymus, der doch nahe bei der Krippe des Herrn in Bethlehem wohnte, der seine Zeit zwischen Gebet und Studium teilte, dem ist es oft vorgekommen, als hörte er eine Stimme, die ihm rief: „Hieronymus, komm zum Gericht!“

Define, mein Christ, dein Ohr, und laß bisweilen auch in dein Herz jene Stimme eindringen. Wer ernstlich an die Schrecken der Hölle denkt, wer auch nur im Geiste in den Genüssen des Himmels schwelgt, den kann kein Verführer, kein Schurke, kein Teufel, keine Leidenschaft abbringen vom guten Weg. Und noch ein anderes Mittel, mein Freund, weiß ich dir zu nennen, ein Mittel, durch das du den Richterspruch dir erkaufen, den Zorn des Richters veröhnen, seine Huld und sein Erbarmen zum Voraus auf dich niederziehen kannst. Der hl. Paulus nennt dieses Mittel mit den Worten: wenn wir uns selber richten, dann werden wir nicht gerichtet werden. Schau auf den Reichstuhl, der im Gotteshaus steht, und du wirst ahnen, was Sanft Paulus meint: du sollst mit dir selber ein Gericht anstellen, das Böse in dir verdammen und ausröten, sollst mit der Wurfchaukel der Gewissensforschung hineinlangen in dein

Inneres und alles Sündige daraus hervorziehen, es hineinwerfen durch das Beichtgitter in das Herz des Priesters, in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit, und vom Munde des Priesters wird ein Hauch der Allmacht, wird das Wort der Losprechung ausgehen, das deine Seele reinigt und zum Ebenbilde Gottes umschafft. Laß also, liebe Seele, diese Adventszeit, laß die Vorbereitung auf Weihnachten nicht vorübergehen, ohne mit deinem künftigen Richter durch eine gute Beicht dich veridnen zu haben. Wenn draußen die Krieger im Felde im Angesichte des Todes um die hl. Losprechung sich bemühen, wenn sie vor ihrem schweren Gange dem Priester ihre Geheimnisse anvertrauen, wenn sie ihre Rechnung mit Gott in Ordnung bringen, wäre es doch eine Schmach würdest du zu Hause zurückbleiben. Berichte also eine gute Advents-Beicht und versichere dir ein gnädiges Urteil.

Stürzen hin die Maledeiten,
Die der Flammenglut Gewidmet,
Auf mich mit den Benedikten.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Die Winterquatember.

Ofters als sonst im Jahre wird in dieser Woche der Kalender zur Hand genommen. Die Kinder, die schon lesen können, nehmen ihn her, um nachzurechnen, wie vielmal sie noch schlafen gehen müssen bis zu dem Tage, da das Christkind mit seinen reichen Geschenken kommt; die Tochter des Hauses steht nach, ob die Tage zur Vollendung der den Eltern als Weihnachtsgabe zugeachteten Handarbeit noch hinreichen. Der Eisenbahner, der Postbeamte und andere Angestellte tun einen Blick hinein und rechnen aus, ob sie am hl. Abend dienstfrei sind und den schönsten Abend des Jahres im Kreise ihrer Lieben zubringen können. So kommt der Kalender noch kurz vor seiner Versetzung in den wohlverdienten Ruhestand zu einer ungeahnten Würdigung.

Und wer recht aufmerksam hineinschaut, der sieht beim Kalendarium der kommenden Woche drei Kreuzlein, schwarz oder rot, beim Mittwoch eins, beim Freitag eins und beim Samstag eins. Und wer noch etwas geteilt hat aus dem Katechismus oder wer keine religiösen Kenntnisse durch das regelmäßige Anhören des Wortes Gottes in der Kirche immer wieder auffrischt, der weiß recht wohl, daß die drei Kreuzlein, ganz kleine Kreuzlein sind, welche die Kirche uns auflegt, damit wir zuvor ein klein wenig Buße tun, ehe wir die reinen Freuden der Weihnachtszeit genießen.

Die drei Kreuzlein bedeuten, wie den lieben Lesern, die gewiß treu zur Kirche halten, bekannt ist, die Winterquatember-Fasttage. Unsere altdeutschen Vorfahren, denen Kalender nicht zu Gebote standen und die daher gewiß auch keinen Kalenderschreiber hatten, merkten sich diese viermal im Jahre (quatuor tempora = die vier Jahreszeiten) wiederkehrende Fasten in folgendem Spruche:

„Das cruz, die eschen, pfingst, Lucy,
Mittwuch dar nach Froufast sy.“

Das heißt in jezi.em Deutsch: „Am Mittwoch nach Kreuzerhöhung = cruz (14. September), Aschermittwoch = eschen, Pfingsten und St. Lucia (13. Dezember) fällt das Fronfasten.“ Dieses Fasten hieß Fronfasten, weil an diesen Tagen dem Gutsherrn (Fron) die fälligen Zinsen bezahlt werden mußten. Das gab also damals für viele eine doppelte Enthaltung, die von Speisen und vom mühsam erworbenen Gelde.

Daß es die Kirche mit den regelmäßigen Fasttagen, die wohl in erster Linie religiösen Zweck, Buße und Abtötung, haben, also auch mit dem allwöchentlichen Freitag, gut meint, lehrt die moderne Heilkunst, welche als hervorragenden Heilfaktor und als bestes Bewahrungsmittel vor Krankheiten Mäßigkeit im Fleischgenuß und Enthaltung von geistigen Getränken empfiehlt und anwendet.

Halte Maß in Speis' und Trant,
So wirst du alt und selten trant!

Das sei das praktische Merkmal dieser Kalender-Betrachtung. Wenn auch in diesem Jahre wegen des Krieges von Fasten und Abstinenzgeböten dispensiert ist, halten darfst du es deshalb natürlich doch; es ist nur noch um einen Grad verdienstlicher heuer.
Der Kalenderschreiber.

Advent und Krieg.

Advent! — Was schließt dieses Wort nicht alles in sich! Nicht nur die Korate-Messen vom frühen Morgen mit ihren flimmernden Kerzen und seltsam Kinderhoffen auf das Christkind mit seinen Gaben. Noch mehr. Es versetzt uns auch zurück in die Zeit der unerlösten Menschheit. Da kommt uns in den Sinn das Judenvolk mit all seinen Verheißungen und Erwartungen. Da steigen vor unseren Augen auf jene großen Männer des alten Bundes, die in der Vorhalle die Ankunft des Weltheilandes ersehnten. Da taucht vor uns auf die Heidentwelt mit all ihren Göttern, mit ihren himel-schreienden Lastern und ihrer menschenunwürdigen Religion. Aber überall tritt uns entgegen eine brennende Sehnsucht nach Erlösung und Frieden.

Gleicht nicht heute die Menschheit auch in etwas den Völkern vor der Geburt Christi? Der größte Krieg tobt, den die Weltgeschichte kennt. Die ganze Welt scheint in Flammen zu stehen. Mit jedem Sonntag sieht man mehr Trauerkleider in der Kirche und die Plätze der Männer u. Burschen werden immer leerer. In manchem Mutterherzen drin zuckt die bange Frage: wird er noch leben? Wie wird es ihm gehen? Das ist nicht nur in eurem Dorfe so, sondern in fast ganz Europa und in großen Teilen Asiens und Africas. Wie ein ungeheures Alpdrücken liegt es auf unzähligen Menschen-seelen. Kolossale Opfer an Gut und Blut müssen gebracht werden. Grauenhaft ist die Verwüstung, die der Krieg in weiten Länderstreden anrichtet. Man meint fast, das kalte, herzlose Heidentum mit seiner ganzen Trostlosigkeit sei wieder über die Welt gekommen. Rohes Gewalt, die nur niederreißen kann aber nicht aufbauen, führt die Herrschaft. Mit jedem Tage dringt der Krieg weiter vor. Immer neue Länder zieht er in seinen Bannkreis. Immer mehr Elend häuft er an.

Der Mensch ist demgegenüber hilflos. Wie so ein alter Prophet fragt auch manches hochende Herz: „Herr, wie lange noch? Wann wird es ein Ende nehmen? Wann wird der Friede erscheinen?“

Im Tempel zu Jerusalem stieg jeden Morgen und jeden Abend der Rauch der Brandopfer zum Himmel empor. Das Volk wollte damit seinen Erlöser von oben erblicken. Wir kennen noch sein Gebet: „Taufe, Himmel von oben! und die Wolken mögen regnen den Gerechten; es öffne sich die Erde und sprosse den Heiland!“

Sündenschuld hat den Menschen ins Elend gebracht. Ohne Zweifel, wegen der Schuld der Menschen hat der gerechte Gott auch dieses Kriegselend über die Völker verhängt. Je größer im Hochsommer die Schwüle ist, um so stärker wird dann das reinigende Gewitter. Je größer die aufgehäuete Schuld ist, um so härter muß die Buße sein. Und wahrhaftig, auf der jegigen Menschheit lastet schwere Schuld.

Die Kirche zieht im Advent wieder das blaue Gewand der Buße an. Es paßt so recht für unsere Zeit. Die Sündenschuld der Menschheit soll verringert werden. Da ist nun für uns ein Feld der Tätigkeit. Helfen wir mit zu tilgen und zu büßen! Sieht die göttliche Gerechtigkeit, daß der eitle, sündige Mensch seine Schuld erkennt, und in sich geht, so zieht sie ihre Zuchttrute auch wieder zurück. Dann greift Barmherzigkeit Platz. Also zuerst den Frieden hergestellt in der eignen Brust!

Heißer müssen jetzt unsere Gebete zum Himmel emporsteigen. Sie müssen jetzt den Opfern des alten Bundes gleichen, die den Friedensfürsten erblicken sollten. Wir lesen oft von unseren Soldaten draußen im Felde, daß sie viel und andächtig beten. Wollen wir uns an Frömmigkeit von ihnen übertreffen lassen? Beten auch wir, daß bald das Engelslied in Erfüllung gehe: „Friede den Menschen auf Erden!“

Zeitgemäße Worte des hl. Augustinus.

Trostvoll und zeitgemäß sind die wunderschönen Worte über die Heimsuchungen Gottes, die der hl. Augustin in einer Eoangelienklärung niedergelegt hat. Es ist, als wären sie für unsere Tage geschrie-

ben. Hören wir, was der große Kirchenlehrer uns zu sagen hat:

„Ihr selbst seid Zeugen und euer Gewissen, wie großen Gewinn wir bereits aus dieser Heimsuchung gezogen; der Zügellose ist jetzt gezüchtigt worden, der Trägige sanftmütiger, der Leichtsinrige gewissenhaft. Die sonst in keine Kirche hineinsahen, sie bringen jetzt den Tag in den Kirchen zu.“

Gott kann zwar noch heute alles Unheil wegnehmen; aber solange er uns nicht gereinigt sieht, solange er keine Umkehr erblickt und eine feste, unerschütterliche Sinnesänderung, solange macht er auch der Trübsal kein Ende. Der Goldschmied nimmt, wie ihr wißt, das Gold nicht eher vom Schmelzofen, als bis er es schon gereinigt sieht. So läßt auch Gott diese Wolke nicht vorübergehen, bis er uns hinreichend geläutert hat; denn der die Prüfung zugelassen hat, der weiß auch die rechte Zeit, sie zu enden. Gott also wollen wir die Zeit der Erlösung anheimstellen. Wir aber wollen nun beten und wollen in Heiligkeit wandeln; unsere Aufgabe ist es, uns der Tugend zuzuwenden, Gottes Sache aber, das Ungemach zu lösen. Wahrlich, mehr als du selbst willst, daß das Feuer erlöschet; aber er harret auf dein Heil.“
Sontil. IV. De status

Volkskrieg.

Einiges zur Erklärung der Vorgänge in Belgien.

(Schluß.)

Die namentlich seit einigen Jahren immer maßloser betriebene Deutschenheze fällt an zweiter Stelle schwer in die Waagschale. Dadurch war der Boden für eine gelegentliche Schilderhebung der Bevölkerung gegen die deutschen Soldaten nur allzu gut vorbereitet. Der Hauptherd des Deutschenhasses war das wallonische Gebiet um Bütlich, die Seele desselben der große Bund der „Amities françaises“ (französische Freundschaften) deren Leitung in sozialdemokratischen und bürgerlich-radikalen Händen lag, die man in Belgien mit dem gemeinsamen Namen „Liberale“ bezeichnet. Durch ihre systematische Agitation drang der Deutschenhass in immer weitere Kreise. Mit dem politischen Radikalismus ging dann die Verbreitung des religiösen Radikalismus und Materialismus überall Hand in Hand. Auch Löwen ist keineswegs, trotz seiner katholischen Universität, eine katholische Stadt; es war seit vielen Jahren beständig unter ganz radikaler Verwaltung und deshalb vermochten die bringenden Abmahnungen der Geistlichkeit das liberale Bürgertum nicht von seinem unsinnigen Schießen auf die deutschen Truppen abzuhalten.

Ebenso kommt, namentlich in den religiös-radikalen Kreisen, ein bedenklicher Mangel an Erziehung und Disziplin dazu. Trotz der ungeheuren Anstrengungen zur Hebung des Schulwesens und der Volkserziehung, welche für immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte der katholischen Regierung Belgiens bleiben werden, sieht das belgische Volk in seinen großen Massen an sittlicher Reife entschieden hinter dem deutschen Volke zurück.

Eine Ursache ganz eigener Art, welche im belgischen Volke eine gewisse Neigung zum Volkskriege geschaffen hat, das ist das schon erwähnte Buch von Heinrich Conscience „Der Löwe von Flandern“. Hier wird der vom belgischen Volke zur Erlämpfung seiner Freiheit vom Jocke der Franzosen geführte Volkskrieg mit so lebhaften Farben geschildert, daß es in der durch die deutsche Besetzung nach der Meinung des Volkes geschaffenen Lage notwendig zur Wiederholung dieses Volkskrieges angetrieben werden mußte, umsomehr, da es in den Zeitungen dazu aufgefördert wurde mit Berufung auf die „Goldene Sporenschlacht“, die eben Conscience in jenem Buche in so hinreißender Weise schildert.

Als nächste Ursachen kommen dann in Betracht die falschen Gerüchte über die Ursachen des Krieges und über die deutschen Forderungen, welche man anfänglich verbreitete — es hieß, Deutschland verlange, daß Belgien seine Truppen unter deutsches Kommando stellen und gemeinsam mit gegen Frankreich kämpfen solle —, und, namentlich für die Löwener Vorgänge, die falschen Nachrichten über deutsche Niederlagen und angebliche Siege der Verbündeten, die ganz in der Nähe seien, welche von allen geglaubt wurden. Das deutsche Ultimatum war dem Volke zuerst in einer ganz entstellten Form mitgeteilt worden, die es notwendig aufs äußerste reizte; die falschen Nachrichten über die Lage der

Deutschen und die der Verbündeten sollten und mußten in dem ohnehin schon so erregten Volke die Meinung erwecken, daß es nur einer höchsten Anspannung aller Kräfte bedürfe, um die vor der Tür geblauete Gefahr für die Selbstständigkeit des nationalen Lebens im Reime zu ersticken.

Wohl sind Volkserhebungen von Dichtern oft besungen worden; aber „es hat noch keine Volkserhebung ohne schreckliche Grausamkeiten gegeben“, was ja auch der Grund ist, warum das geschriebene Völkerrecht die Kriegshandlungen nur auf uniformierte Soldaten beschränkt wissen will, welche die Gesetze der Kriegführung kennen und zu deren Befolgung im Rahmen der militärischen Organisation angehalten werden. Auch der belgische Volkskrieg bestätigte nur die alte Erfahrung, und die Veranstalter desselben haben vor dem Richterstuhl der ganzen gesitteten Welt eine große Verantwortung auf sich geladen. Im Jahre 1870 war ein deutscher Major der Schrecken der Franktireurs, weil er sie alle unarmherzig an Bäumen aufknüpfen ließ, so daß eine Allee an jedem Baume einen hängen hatte und man diese Allee nach dem Major benannte. Dazu schreibt ein anderer Major mit Anwendung auf den Volkskrieg in Belgien: „Gerade, weil man ohne jede Not alle Grausamkeiten des Volkskrieges entfachte, würde ich noch viel strenger als einst jener deutsche Major handeln. In Frankreich kann nicht vergessen sein, wie es 1870 an der Loire war.“ Sollen Freischaren nützen, so sagt er, dann müssen sie organisiert sein. Militärisch organisierte Franktireurs, welche auch sonst die Gesetze des Krieges beobachteten, wurden auch 1870 von den Deutschen anstandslos als feindliche Truppen behandelt. Wir haben ja augenblicklich einen ähnlichen Fall in den polnischen Legionen, welche militärisch organisiert und dem Verbände der österreichisch-ungarischen Armee angegliedert sind.

Da das Volk in Belgien und Frankreich die Unbesiegbarkeit eines solchen Widerstandes gegen das mächtige deutsche Heer allmählich einsieht, so dürften die Franktireursgreuel in diesem Kriege wohl bald der Geschichte angehören, was nur allseits mit Freuden begrüßt werden kann.

Ein Stück Heimat.

(Nach der Wirklichkeit erzählt.)

Wochenlang war der Hofier Hans, wie Tausende seiner Kameraden, in den nassen, kalten Schützengraben dort draußen irgendwo in Frankreich gelegen. Lange schon spürte er ein Gröckeln durch den Körper und nun haben sie ihn dazu noch mitten durch die Lunge geschossen. Seine Kameraden trugen ihn hinaus und zurück zum Verbandplatz bei kaltem Wetter und strömendem Regen. Das war zuviel. Von Fieber geschüttelt, totwund kam er in den schönen Noter-Kreuzzug in ein Bett — ah, wie wohl tat das. Und sie fuhren ihn weit, weit in deutsches Land zurück, aber nicht näher zur eigentlichen Heimat, sondern noch viel weiter weg als die Vogelen dapon entfernt waren, hinaus nach Norden, in eine altberühmte Stadt mit schön eingerichteten Lazarett. Ja, schön war's dort, hohe geräumige Zimmer, Licht und Luft und beste Kost, ein treffliches Lager und die beste Pflege von Ärzten und Barmherzigen Schwestern. Es fehlte nichts an dem, was man einem schwerkranken Menschen tun kann, und wenn der Hans noch zu heilen gewesen wäre, die hätten ihn sicher geheilt. Sie taten wahrscheinlich alles, was man einem kranken Kriegshelden an den Augen absieht, aber sie konnten Gottes unerbittlichen Willen nicht aufhalten, der Hans war zum Sterben bestimmt, da half nichts mehr.

Und doch, sie haben ihm da droben im Norden, in der fremden Stadt mehr gegeben als Gesundheit und Leben: sie gaben ihm eine gute glückselige Sterbestunde.

Es war am zweiten Tag, da er im Lazarett lag, — den ersten hat er ganz in Schwäche und Fieber verträumt —, da trat ein alter, ehrwürdiger Priester an sein Krankenbett. Der Priester schaute ihm so freundlich in die Augen und nannte ihn beim Namen, den er ja aus den Militärpapieren der einquartierten Verwundeten schon erfahren: „Hans, wie geht dir's?“

Hans schaute ihn verwundert an. „Herr, ihr kennt mich?“

„Ja, ich kenne dich und deinen Vater und Großvater, ich kenne sie alle.“

„Was?“

„Bleib nur liegen, reg' dich nicht auf! Bist' dich bloß fragen, ob der alte Bettner, der Prachtmann, dein Großvater, noch lebt?“

Da konnte sich der Hans nicht mehr halten. Er faßte den Priester bei den Händen: „Herr, wer sind Sie? Sagen Sie's mir, wer sind Sie?“

„Siehst du, Hans, wie sich alles schickt. Es ist jetzt schon vierzig Jahre her, da sind viele Geistliche vom Rhein, ja von ganz Preußen zu euch nach Bayern hinabgekommen, warum, das will ich heut' nimmer aufwärmen, es war die Zeit des Kulturkampfes — und ich war auch dabei. Ich bin damals Kooperator in deinem Geburtsort geworden und es ist mein erster priesterlicher Dienstort gewesen, den ich nimmer vergessen habe. Viele Jahre, wie ich längst schon in meine Vaterlands-Diözese zurückgekehrt bin, habe ich noch den freundlichen Ort aufgesucht, wo man mich so gut und herzlich aufgenommen hatte, und ich kam hin bis mich die Alte beschwerden und Berufsjorgen nicht mehr dazu kommen ließen. Dich habe ich noch in den Armen getragen als kleinen Buben und an den Samstagen abends bin ich immer zu euch gekommen, deine Mutter hat es so sehen wollen; ich habe ihr den Volksboten, den ich für sie bestellt habe, immer auslegen muß'n. Habt ihr ihn noch?“

„Ja, der kommt noch jeden Samstag.“

„Was macht die Mutter?“

„O sie ist noch gut beisammen.“

Und nun begann ein Plaudern hin und her: von dem alten Schullehrer, vom oberen Wirt, von der Mairbauerns Nanni und von all' den Lieben und Bekannten in der Heimat.

Da glänzten immer heller die Augen des Kranken und eine ganze Welt stieg vor ihm auf, eine traute, glückselige, stille Welt, von der hier niemand wußte wie nur er und der brave Priester.

Und nun mußte der gute geistliche Herr alle Tage zu Hans kommen und ihm erzählen von Vater und Mutter, wie sie selbst noch Kinder waren vor vierzig Jahren und bei dem jungen Herrn Kooperator in die Schule gingen, und er erzählte ihm dann von Wald und Feld, von der Alm und von der Mairbauerns Nanni —'s war auch kein Unrecht dabei —, und öfter und öfter mußte der geistliche Herr kommen, und wenn Hans manchmal vor Fieber der Kopf glühete und in Atemnot sein Körper rang, dann machte ihm dieses nur eines leichter, wenn der Priester wieder an sein Bett trat.

Und dann kam die schwere Stunde, wo das junge Leben Abschied nehmen sollte von dieser Welt; und wieder saß der Priester neben ihm, da richtete sich Hans auf einmal im Bett auf und umklammerte den Hals des Priesters und sagte mit brechender Stimme:

„Bergelt's Gott tausendmal, daß ich doch in der Heimat sterben darf!“

So lag der verscheidende Mann an der Brust des Priesters wie das Kind am Herzen der Mutter, und ruhiger wurde sein Atem, immer stiller und stiller, und rubig sanft entschlief er, wie das Kind im Mutterarm einschlämmt, weit, weit entfernt vom Elternhaus und doch daheim.

Ja, es ist eine einfache Geschichte, die Angehörigen des Verstorbenen haben sie mir selbst erzählt und sie hat mich tief erschüttert. Die braven Leute können ihrem guten Hans nichts mehr senden und geben, aber sie geben alle Tage in die Kirche, wo jetzt viele, viele immer zusammenkommen, und beten dort für ihn und beten für den guten edlen Priester dort weit im Norden, der über den sterbenden Krieger die Arme ausgebreitet hat, um ihm damit in der Todesstunde ein Stück Heimat zu geben. Gott lohne es ihm die ganze Ewigkeit!

Ehre dem Herrn der Herren!

Ein österreichisches Bild.

In dem silbernen Morgennebel, der sich in wirbelnden Knäuel über der Stadt Kratau erhebt,

erglängen auf dem längs der Festungswälle nach dem Blonia führenden Weg die dichten Reihen der Soldaten, die zu den täglichen Übungen ausziehen. An der Spitze einige Reiter, dahinter Offiziere und die schneidigen Kolonnen der in gleichmäßigem Schritt marschierenden, kriegsmäßig ausgerüsteten Soldaten. Jeden Augenblick ertönen die Kommandorufe, die von den unteren Chargen mit lauter Stimme weitergegeben werden.

Die Reihen nähern sich schon den Blonia. Plötzlich erklingt aus der Ferne der schwache Schall eines Glöckchens. Der an der Spitze reitende Hauptmann macht Halt, schwingt den blitzenden Säbel und kommandiert, das Pferd zügelnd, weithin über die Reihen vernehmbar: „Halt! Front nach links!“ Die erste Kolonne macht Halt, hinter ihr die folgenden. Gleich darauf ertönt das weitere Kommando: „In Reihen eingeschwenkt, marsch! Knie nieder!“ Im selben Augenblick, fast in einer Sekunde, löser sich die Kolonnen der Soldaten auf, die nun eine Doppelreihe bilden, mit dem Gesicht nach der Chaussee zu, gleich darauf aber auf die Knie fallen, das Gewehr auf die Erde stützend. — Mühe ab! Ein neues Kommando, und blitzschnell fliegen die Mägen herab. Die Köpfe neigen sich ehrerbietig. „Achtung!“

Unterdessen wird die Stimme des Glöckchens immer deutlicher vernehmbar. Ein Geistlicher eilt mit dem Santissimum zu einem kranken Soldaten, ihm voraus der Küster mit dem Glöckchen und einem Sanitätsgehilfen, den Wegweisend. Noch einmal ertönt das Kommando: „Achtung!“ Die Reihen knien wie in Stein gebauen. Der Hauptmann auf dem Pferde in ehrerbietiger Haltung, die Hand am Tschako, rührt sich nicht, unverwandt auf den heranahenden Geistlichen blickend. Grabesstille . . .

Man hört nur den schwachen Klang des Glöckchens und das dumpfe Schlagen der schweren Sanitätsuniform . . . Ein ergreifender Anblick!

Als der Geistliche sich der ersten Reihe der knien den Soldaten genähert hat, hält er an, und, mit beiden Händen das Allerheiligste ergreifend, hebt er es in die Höhe und macht mit ihm ein Kreuzzeichen, die demütig geweihten Häupter segnend: *Benedicite vos in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti Amen!*

Wenige Augenblicke später betritt der Diener Gottes das Krankenhaus, um dem sterbenden Soldaten die Wegzeigung für die Reise in die Ewigkeit zu bringen. Die Kolonnen aber marschieren fürbass auf die Blonia zu. (Köln. Volksztg.)

Heldin.

Die Tage kürzer, früh kommt die Nacht.
Der Herbststurm hält die milde Jagd.
Ein Hinterhaus. Vier Treppen. Ein Licht
Ins Dunkel durch blaue Scheiben bricht.
Ein sauberes Stübchen. „Bierler Stand“.
In gleichem Takt tickt die Uhr von der Wand.
Blumentapeten; ein Bild hier und da,
Ueberm Tisch der Hehre von Golgatha . . .
Eine Arbeiterfrau . . . die sitzt und müht
Beim Näh'n sich ab, daß die Stirne glüht.
Was soll's! Und brennen die Lider rot . . .
Herr draußen steht einer in Sturm und Not
Der nahm für die Kelle den Kolben zur Faust,
Als der Kaiser rief, als der Sturm erbraust.
Und drinnen hier in der Kammer . . . sechs Stück.
Die schlafen in sorglosem Kinderglück.
Wie haben sie fromm beim Abendgebet
Für den treuen Vater im Kriege gefleht!
Die Mutter näht in die Nacht hinein . . .
Das zwölfte Hemd muß fertig sein!
Das Dupend wird früh zum Kaufmann gesandt,
Zwei Tage Geld für Brot und Brand.
Eif schlägt die Uhr. . . Der letzte Stuch.
Nun schliefen die müden Augen hin.
Und leise: „Liebster, gute Nacht!
Feldpost hat tröstliche Kunde gebracht.“
Am Bette der Kinder ein kurzes Fleh'n,
Nun kann die Mutter schlafen geh'n.

Acht Tage später. . . O schweres Weib!
Da geht sie mit Flor und schwarzem Kleid.
Das liebe Gesicht, so ernst und schmal,
Das spricht von tiefer Herzensqual.
Doch um die Lippen ein fester Zug,
Der sagt, wie es den Schlag ertrug.
Dies deutsche Weib voll Heldeninn:
Für die Freiheit gab er sein Leben hin!
Im Herrn gestorben für Reich und Thron,
Gib Gott ihm reichen Himmelsohn
Wie Du's gefügt, so ist es gut . . .
Nun gilt's für die Kinder mit storkem Mut . . .
Arbeiterfrau von der rechten Gatt!
Lief im Gemüt und heldenhart.
Wer glaubt, daß sie jammernd zusammenbricht —
Nennt die Frau vom „vierten Stande“ nicht!

Die heilige Familie,

Das Vorbild der heiligen Familie

Die Frau und der Krieg.

Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des katholischen Frauenbundes zu Fulda am 8. November 1914 von Prof. Dr. Schreiber, Regens, Fulda.

Mobilmachung! noch immer klingt mir dieses furchtbare Wort in den Ohren wieder, wie damals am 1. August des Jahres. Es war gegen 6 Uhr abends. Ich saß im Garten des Priesterseminars hinter der Landesbibliothek in einer schattigen Laube und betete mein Brevier. Vom Westen her leuchtete die feurige Augustsonne goldne Strahlenbündel durch das Laubwerk der Bäume und Büsche herüber, zu Häupten wölbte sich ein wolkenloser, tiefblauer Himmel, und hl. Stille lagerte über der sommerlichen Natur, die nur unterbrochen wurde durch das frohe Zwitschern und Singen der Vögel in Baum und Busch.

Da auf einmal dringt verworrener Lärm vom Donnyplatz zu mir herauf, ich höre ein Durcheinander von Stimmen, ohne freilich etwas Bestimmtes herauszuhören. Immer näher kommt der Lärm; ganz deutlich höre ich jetzt, wie einer aus der Gruppe vorausläuft nach meinem Standort zu, und wie beim Ausbruch einer Feuersbrunst, nach links und rechts in einem fort hinausfährt: Mobilmachung! Mobilmachung!

Ich lege mein Brevier auf den Steintisch der Laube nieder und horche noch einmal auf. Wirklich, da geht es schrill zu mir über die Mauer herüber: Mobilmachung!

Und während ich über diese entsetzliche Kunde nachdenke, trägt der Telegraph, trägt das Telephon sie hinaus in alle deutschen Gauen, in die ganze Welt, und bringt der Bote im Auto oder auf dem Zweirad oder zu Fuß sie selbst in die entlegensten Dörfer und Weiler, auf die einsamsten Bergeshöhen und in die stillsten Täler.

Und am nächsten Tage, ein Sonntag wars, da fahren schon endlose Militärzüge, mit Mannschaften und Kanonen besetzt, am Fulda vorbei nach Frankreich und Belgien zu, in einem fort, Tag und Nacht: Es ist Mobilmachung der waffenfähigen deutschen Mannervelt.

Aber derselbe Sonntag sieht auch schon die Mobilmachung der deutschen Frauenwelt: am Bahnhof eilen sie auf und ab in der schmucken, schlichten Kleidung des roten Kreuzes, um den durchziehenden Truppen Erfrischungen aller Art zu reichen, und in den Häusern der Stadt regt es sich zu geschäftiger Liebeshätigkeit.

Ja, der Krieg hat auch die Frauen mobil gemacht und ihnen ähnliche schwere Aufgaben zugeteilt wie den Männern.

Lassen Sie mich Ihnen Kern und Stern dieser Aufgaben zeichnen und dann Ihnen schildern die glänzende Lösung dieser Aufgaben durch die deutsche Frauentwelt im gegenwärtigen Kriege.

I.

Welche Aufgaben hat der Krieg der deutschen Frau gestellt?

1. Das ist gewiß, daß die Aufgabe der Frau im Kriege nicht im Waffendienst bestehen kann, daß im Kriege das Frauengeschlecht vielmehr aus den Reihen der Kämpfenden auszuschließen ist. Der Beruf des Weibes liegt auf einem anderen Gebiete. Beispiele der Beteiligung von Frauen am blutigen Kriegshandwerk sind und müssen Ausnahmen bleiben.

Wenn von den Weibern der Hunnen in der Schlacht auf den katalanischen Feldern erzählt wird, daß sie ihren Männern die Waffen zutragen und den Bogen spannten und die Kämpfenden anfeuerien, und wenn die Indianerfrauen heute noch sich ebenso im Kampfe betätigen wie die Männer und ebenso waffenkundig und gut beritten sind wie diese, dann vergessen wir nicht, daß wir hier Vertreterinnen unultivierter Völker vor uns haben, deren Handlungsweise für die geistete deutsche Frau nicht maßgebend sein kann; und wenn Esther die Jungfrau von Orleans in seinem Drama verherrlicht, und wenn ihre Landsleute ihr Denkmäler setzen und sie als Nationalheldin verehren, und selbst die Kirche sie als Selige preist, und wenn die hl. Schrift uns Judith als Heldin nennt, die in glühender Vaterlandsliebe dem trunkenen Holofernes das Haupt abschlug, so erinnern wir uns, daß

Judith unter dem besonderen Einflusse Gottes stand, und daß auch die Jungfrau von Orleans ein von der göttlichen Vorsehung eigens erwähltes Werkzeug für die Befreiung ihres Volkes war, daß beide also außergewöhnliche Erscheinungen darstellen und somit weder nach den Gesetzen der Natur noch nach Gottes Willen als das allgemeine Ideal einer Frau zur Kriegszeit gelten sollen; und wenn die tiroler und deutschen Freiheitskriege vor hundert Jahren und der Balkankrieg an der Schwelle des 20. Jahrhunderts manches Mädchen, manche Frau gesehen haben, die, von patriotischem Eifer überschäumend und wohl auch auf Abenteuer bedacht, die Soldatenkleidung anzogen und eine Kriegerrolle ergriffen, so sind auch sie Einzelercheinungen und müssen Einzelercheinungen bleiben.

Nicht rauher Waffendienst ist die Aufgabe der geisteten Frau im Kriege, sondern Liebe und Opfer, Liebe, die sich im Opfer bewährt und verzehrt.

2. Oder entspricht dies nicht so der Frauenseele, ihren Anlagen und Trieben, ihren Fähigkeiten und Kräften? Welches ist im Wesen der Beruf des Weibes, wenn nicht der: Lebenspende, des Lebens, Lebensnäherin, Lebenserhalterin zu sein? Das Leben zu schenken, das Leben zu nähren und zu erhalten, das Leben zur Entwicklung zu bringen, das ist das Ziel, welches die Natur dem Weibe gesteckt, welches der Schöpfer der Natur ihm vorgezeichnet hat. Für diesen Beruf wird das junge Mädchen in der Schule und im Elternhause erzogen, diesen Beruf ergreift die erwachsene Jungfrau, wenn Gott sie nicht aus höheren Rücksichten zum Ordensstand bestimmt, diesen Beruf übt die Gattin, die Mutter aus, und sie findet darin ihr Glück und ihre Freude, diesem Berufe widmet sich auch die nicht verheiratete Jungfrau, wenn sie im Haushalt tätig ist und an der Besorgung und Aufzucht von Kindern teilnimmt oder sich sonstwie in den Dienst der Ernährung und Erhaltung des Lebens anderer stellt.

Und nun frage ich Sie, sehr verehrte Damen und Herren: Wann treten diese Aufgaben mehr an das Weib heran als im Kriege? Ist doch der Krieg mit seinen tödlichen Geschossen, mit seinen tausendfachen Verwundungen, mit seinen Krankheiten und Seuchen der größte Feind des Lebens, den wir kennen. Mächtig muß sich darum im Kriege das Frauenherz in seinen innersten Tiefen regen und sich aufbäumen gegen diesen Wüterich am Leben. Da sieht das Frauenherz hungernde und dürstende Soldaten bei der Durchfahrt zum Kriegsschauplatz, und sein Trieb zur Ernährung und Kräftigung des Lebens erwacht — es spendet ihnen Speise und Trank. Da werden Verwundete aus der blutigen Wühlstatt weggetragen, und es regt sich der Trieb des Weibes zur Erhaltung des Lebens: es verbindet die Wunden und wacht an dem Bette des röchelnden Kranken. Da treten ihm des Gatten beraubte Frauen, des Vaters beraubte Kinder, des Ernährers beraubte Familien entgegen, und sein Trieb zur Sicherung des Lebens treibt es an, ihnen Brot zu geben, Arbeitsgelegenheit zu erwirken, den Doppelwitwen eine andere Mutter zu werden, den vor der Geburt stehenden Frauen armer Krieger eine sichere Zuflucht für ihre schwere Stunde zu verschaffen, um auf diese mannigfache Weise der Erhaltung und Sicherung des Lebens zu dienen. Da sieht es das Vaterland in Not, ringend um seine Lebens-Existenz, und opferfreudig gibt es selbst das Liebste hin, was es besitzt, den Gatten, den Sohn, den Bruder und den Bräutigam, weiß das Leben der Nation es so verlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Sorge für die Dienstboten.

Meine vielseitige Beschäftigung, die neben meinen Berufsarbeiten darin besteht, daß ich meine Mitmenschen veranlasse, vernünftig zu leben, daß ich der allerjüngsten Jugend Spielsachen leime, Puppenköpfe heile, Pferdebeine einsehe, daß ich die elektrische Leitung wieder in Gang bringe, kurzum, daß ich der Helfer für alles bin, bringt mich ab und zu in Geleise, wohin sonst kein Freund des Hauses dringt.

Als neulich „die Elektrische“ absolut nicht wollte, mußte ich die Elemente untersuchen. Die standen im Schlafzimmer des Dienstmädchens. Ich unterließ es nicht, das zu rügen, denn der durch Zink, Kohle und Salzwasser hervorgerufene Prozeß soll sich nicht in einem Schlafzimmer abspielen. Der Raum selbst erhielt nur aus der Küche und dadurch Licht, daß

zwei der vier Wände nicht an die Decke reichten. Den muffigen Geruch schrieb ich anfangs dem Umstande zu, daß das Mädchen sich das Haar mit Wasser wusch und nicht für gehöriges Trocknen sorgte. Als ich aber die Küchensee draußhin fragte wurde meine Rutmakung mit Entrüstung abgewiesen. Der Fehler mußte anderswo stecken. Die Anna hielt sich blitzsauber und ihre Sachen, die da auf dem Stuhle usw. herumlagen, waren tadellos. Ich fragte also die Hausfrau, als sie mir ihren „besten“ Dank abstattete, wann sie zuletzt für gründliche Lüftung des Dienstbotengemaches gesorgt habe. „Das geht leider nicht,“ lautete die Antwort. „Das muß gehen,“ erwiderte ich, „denn das Mädchen wird Ihnen krank in der dumpfigen Luft. — Wann sind die Betten gesont worden?“ Nun erfolgte jene Art von Ermahnung, die an dem zu Ermahnenden beginnt und deren gute Folgen zum großen Teil dritten anheimfallen. Ich stellte nämlich der Hausfrau vor, daß ein Mädchen, das todmüde ist, zwar schläft in einer solchen Luft, aber nicht ordentlich gestärkt erwacht. Es ist den ganzen Tag „dösig“ und der Schaden für die Herrschaft liegt darin, daß das selbe die Arbeit nur halb tut. So erklärt sich die Schläfrigkeit und Bergelichtheit der „Anna“. — Noch mehr. In der gesundheitswidrigen Luft entwickeln sich Krankheitskeime, denen sie selbst bei ihrer robusten Gesundheit noch widersteht. Diese Keime trägt sie aber durch das ganze Haus und ihre Schlafstube ist der Seuchenherd, von dem aus Uebel der schlimmsten Art die ganze Familie, besonders die weniger widerstandsfähigen Kinder befallen. — Und die Schlussfolgerung? Will man im Dienstboten nicht die Gesundheit eines unserer Obhut anvertrauten Mitmenschen schützen, so schütze man in ihm das eigene Heim und Sorge für gesundheitsmäßige Schlafstätten. (Kneipp-Blätter.)

Was schwache Kraft vermag.

(Ein österreichisches Bild.)

Die Chronik der Kriegsgeschichte zeigt nicht nur blutige Seiten, sondern auch Blätter, auf denen in Gold geschrieben steht: „Wunder der Caritas und des Gottvertrauens.“

Von einer Wiener Lehrerin will ich erzählen; denn ihr Beispiel sagt, was schwache Kraft vermag, wenn Opfermut sie befeuert. Es kamen die schlimmsten Tage, da die langen Verwundetenzüge in der Hauptstadt eintrafen. Unsere Lehrerin ersaßte die Not der Zeit; sie wollte helfen. Aber wie? In ihrer Nähe stehen drei leere, ebenerdige Häuser, die zum Abbruch bereit stehen. Es gelingt, diese Räumlichkeiten für ein Hilfsspital verwenden zu dürfen. Nun geht die Lehrerin mit noch zwei Schwestern und einem Bruder von Haus zu Haus, um Betten, Tische, Stühle, Wäsche, Geschirr, Bügel zu betteln. In drei Wochen ist das Hilfsspital für 56 Verwundete vollständig eingerichtet. Da kommt die Hofschafft für 100 soll Unterkunft geschaffen werden.

Im ersten Augenblick ist die Lehrerin starr vor Schrecken. Aber sie rafft sich auf, eilt nach Hause, holt alle erreichbaren Decken, Polster, Leintücher und bringt sie ins Hilfsspital. Rasch wird Stroh darüber gebreitet und für 100 Verwundete ist notdürftig gesorgt. Am 2 Uhr nachts kommen sie an. Aber in welchem Zustande! Verfaulte Wäsche, Fetzen am Körper, 7 Wochen ungewaschen, die Haut schwarz wie Leder. Mit Hilfe zweier gesunder Soldaten geht die tapfere Lehrerin daran, die Armen mit frischer Wäsche zu versehen und heißen Tee zu bereiten. Am 8 Uhr morgens ist der letzte Verwundete in warme Decken gehüllt. Ein namenloses Glücksgefühl durchströmt das Herz der guten Lehrerin. Aber noch ist ihre Arbeit nicht getan. Es beginnt die ärztliche Untersuchung, das Schneiden und Brennen. 80 Verwundete hilft sie binden. Endlich ist sie fertig. Totmüde und doch überglücklich kommt sie heim.

Zwei lange Wochen widmet sich die Edle ganz der Verwundetenpflege. Dann begann die Schule. Da schickte der liebe Gott eine Schar aus Polen vertriebener Klosterfrauen, die recht arm und verhungert anlangten. Auch für diese ward gesorgt und sie übernahmen nun ihrerseits die Pflege der Verwundeten. Für die Lehrerin begann nun eine eigenartige Tagesordnung, die sie selbst also schildert: „Vom Spital in die Schule, von da ins Spital, Essen verteilen, Brot schneiden und helfen wo's fehlt.“

Wie wird der Himmel mit Wohlgefallen auf solche Opferliebe herabschauen! Eine schlichte, körperlich schwächliche Lehrerin übt solche Heldentaten! Was wollen wir tun? (Aus der „Jahne Mariens“.)



St. Bonifatius
Apostel der Deutschen

Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actienbruckerlei in Sulda.

Nr. 51.

Sonntag den 20. Dezember 1914.

31. Jahrg.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Vierter Sonntag im Advent. — Die „immerwährende Hilfe“. — Der Krieg als Wecker der Adventstimmung. — Leuchtende Gedanken aus der ersten Enzyklika des Papstes Benedikt XV. — Kapellen-Auto und Diaspora. — Ein braver österreichischer Husar. — Im Feldspitale. — Allerlei über Kindererziehung. — Die Frau und der Krieg. — Kaiser Franz Joseph an die Kinder seines Reiches. — Gebet der Kinder während des Krieges.

Wochenkalender.

Sonntag, 20. Dez., 4. im Advent. Christian.
Montag, 21. Dez., Thomas, Apostel.
Dienstag, 22. Dez., Bom Tage.
Mittwoch, 23. Dez., Bom Tage.
Donnerstag, 24. Dez., Vigil von Weihnachten, Adam und Eva.
Freitag, 25. Dez., Weihnachten.
Samstag, 26. Dez., Stephanus.

Vierter Sonntag im Advent.

Die Guspredigt des Johannes.

Evangelium Luk. 3, 1-6.

Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philippus, sein Bruder, Vierfürst von Tzuräa und der Landschaft Trachonitis, und Vpsania Vierfürst von Abilene war, unter den Hohenpriestern Annas und Kaiphas, erlangte das Wort des Herrn an Johann den Sohn des Zacharias, in der Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden, so wie geschrieben steht im Buche der Reden Jsaia's, des Propheten: „Die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, macht gerade seine Pfade. Jedes Tal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was krumm ist, soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden. Und alles Fleisch wird das Heil Gottes schauen.“

Die „immerwährende Hilfe“.

Es war am Feste der unbefleckten Empfängnis des Jahres 1908. In der Klinik der Hauptstadt war bei den Ärzten und Schwestern eine nicht geringe Aufregung; handelte es sich ja um das Leben einer Mutter und ihres Kindes. Am vorübergehenden Tage hatte man die unglückliche Frau vom fernen Bergdorfe in einer Droschke herabgebracht; zwei Menschenleben hingen jetzt an einem dünnen Faden. Der Mann, der auch mitgereist war, wußte vor Jammer und Weh sich nicht zu helfen. Doch die Frau hatte ihre letzte Zuflucht auf Maria gestellt, und sie sollte mit ihrem Vertrauen Recht behalten.

Unterdessen hatten sich die Dorfbewohner der Heimatgemeinde zur Mittagsandacht im schmucken Kirchlein eingefunden. Alle wußten von der verzweifeltsten Angelegenheit der geprüften Familie und verdoppelten darum ihre Gebete. Droben auf dem Chor aber hatten die Sängerinnen sich aufgestellt und nach mühevoller Einstudierung sangen sie heute zum erstenmal das Lied:

Jungfrau, Mutter Gottes mein!
Laß mich ganz dein eigen sein.
Dein im Leben und im Tod;
Dein in Unglück, Angst und Not;
Dein in Kreuz und bitterm Leid;
Dein für Zeit und Ewigkeit. —

Und mitgesungen hat auch die Anna, die Jungfrau ohne Ladel, die Schwägerin der Frau Theresia, die drunten in der Stadt nach Erlösung schmachtete, mitgesungen mit ihrer glöckereinen Stimme, die lieblich und mächtig hinauffstieg zum Himmel und hinabbrang in das Ohr der Gläubigen und sich einschmeichelte in jedes Gemüt. Ihre ganze Seele legte sie in den Text, als sie im Biede folgendermaßen weiter sang:

Mutter, auf dich hoff' und baue ich!
Mutter, zu dir ruf' und seufze ich!
Mutter, du Gültigste, steh' mir bei!
Mutter, du mächtigste, Schuh' mir leib'! —

Immer höher schwoll die Stimme an, wie wenn sie alle Hindernisse überwinden, alle Wolken überfliegen, den Thron der Himmelsmutter erreichen wollte. Alle Herzen schienen das Lied fortzureißen, ja es schien mir einen sieghaften, ich möchte sagen einen gewalttätigen Zug annehmen, als die frommen Sängerinnen folgende Worte vortrugen:

Du kannst mir ja helfen, o Mächtigste!
Du willst mir ja helfen, o Gültigste!
Du wirst mir ja helfen, o Treueste!
Du mußt mir auch helfen, Barmherzigste! —

Ruhiger und einschmeichelnder wurden die Stimmen beim Vortrag der folgenden Anrufungen:

O Mutter der Gnade, der Christen Hort!
Du Zuflucht der Sünder, des Heiles Hort!
Du Hoffnung der Erde, des Himmels Bier!
Du Trost der Betrübten, ihr Schutzherr. —

Frischer Mut und ein heiliges Drängen zitterte aus den Stimmen, als sie mit folgenden Worten die Gottesmutter anredeten:

Wer hat je umsonst deine Hilf' angefleht?
Wann hast du vergessen ein kindlich Gebet?
Drum ruf' ich beharrlich in Kreuz und in Leid:
Maria hilfst immer, sie hilfst jederzeit. —

Durch die Kirche ging's wie ein geheimes Brauen. Es war als ob die Himmelsmutter selber durch die Scharen wandelte und mit dem Saum ihres Mantels die Gläubigen berührte. Mit gehaltenem Atem lauschten alle den überirdischen Tönen; deutlich vernahm ich unterdrücktes Schluchzen und ich sah im Geiste manche Träne von den Augen rinnen.

Das Lied war zu Ende, die Andacht beschloffen, und alle gingen nach Hause. In der Luft aber lag die Empfindung, es müsse ein Wunder geschehen, und ein solches Gebet könne nicht zu Schanden werden.

Anderen morgens durchweilte das Dorf die telegraphische Kunde: Frau Theresia ist gerettet, Mutter und Kind befinden sich wohl. Die

Freude der Familie, die Befriedigung der ganzen Gemeinde kannst du nachfühlen. In ihrem Manne aber sprach die glückstrahlende Mutter daß du nur gleich weißt, wie es heißen muß. Maria muß es heißen, denn Maria hat geholfen.

Meine Lieben! Schauet alle vertrauensvoll empor zur Himmelsmutter. Sie ist ein Kind der göttlichen Wohlgefallens, ein Gefäß der Gnade, ein Wunder von Vorrechten und Auszeichnungen, da Meisterwerk der Schöpfung. Heiliger ist sie als die Cherubim, mächtiger als die Apostel. Ein Wort von ihr ist ihrem göttlichen Sohn Befehl und heilige Gebot. Sie ist die fürbittende Allmacht. Gerade in der Adventszeit, in der Vorbereitung auf Weihnachten wüßte ich dir keinen größeren Segen als die Andacht zur unbefleckten Empfängnis, das Vertrauen zur immerwährenden Hilfe. Die Kirche selber widmet ihr in der Adventszeit täglich einen besonderen Gruß, der anhebt mit den Worten: alma redemptoris mater:

Erbarme Mutter unser's Herrn,
O Himmelspfort, o Meeresstern,
Steh dem gefallenem Volke bei,
Hilf, daß wir uns erheben frei.

Auch in den Kriegsnoten sollst du Maria nicht vergessen. Ist nicht das tägliche Angelusläuten ein Andenken an die Macht Mariens über feindliche Gewalten? Vor den Toren Belgrads stand im Jahre 1456 der Türke, um dieses Bollwerk des christlichen Glaubens einzunehmen, um dann Land für Land unter Mohammeds Joch zu beugen. Mit seiner Uebermacht hätte er beinahe den Gürtel der Verteidigung gesprengt. Da ergriff Johannes von Kapistrano, dieser flammende Patriot in der Nonchskutte, das Kreuz und feuerte die Truppen zur letzten, verzweifeltsten Wehr an. Und siehe, unter Anrufung des Herrn und seiner hl. Mutter errangen die Christen den entscheidenden Sieg. Zum Andenken daran verordnete Papst Sixtus III. das tägliche dreimalige Glöckenzeichen zum „Engel des Herrn“.

Mancher Krieger hat im Schlachtgewühl schon die Hilfe Maria gespürt und erfahren. Nächst las ich einen Feldbrief, worin ein Soldat seinen Eltern mitteilt, daß er in einem fürchterlichen Kugelregen gestanden sei. „Ich aber nahm wie immer meine Zuflucht zur Himmelsmutter und kämpfte sorglos weiter; zur Rechten und zur Linken fielen h'uwenweise meine Kameraden, und als wir uns nach der Schlacht sammelten, war ich in meiner ganzen Abteilung der einzige Ueberlebende.“ —

Ja, rufe Maria an, die immerwährende Hilfe, die mächtige, siegreiche Jungfrau! Weibe dieser himmlischen Mutter deine Angehörigen und die Krieger alle. Verriete oft in den Anliegen des Vaterlandes das „Gebet zur immerwährenden

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonnetze oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunfts-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Hilfe", von dem ich in dieser Besung geschrieben habe. Mache am Weihnachtsfest der Mutter deines Heilands eine Freude und gehe an ihrer Hand zum Tische des Herrn, damit du bei ihrem Sohne desto eher Erhörung findest.

Der Burgpfarrer.

Der Krieg als Wecker der Adventsstimmung.

In der Zeitschrift Magazin für vollstümliche Apologetik (Heft 2, 1914), die seit Ausbruch des Krieges eine Reihe beachtenswerter Artikel über die brennenden Weltfragen gebracht hat, schreibt P. J. Chr. Schulte O. M. C. (Münster) über die religiöse Adventsstimmung, die der Krieg weckte. Was er von der christlichen Sehnsucht nach dem Frieden sagt, entspricht ganz den Gesichtspunkten, die der Papst Benedikt XV. in seiner ersten Enzyklika betonte. Nicht theoretische Abmachungen internationaler Friedensfreunde können der Welt den Frieden bringen, sondern nur die Erneuerung der Menschheit durch christlichen Geist.

Weder der ausgedehnte internationale Handelsverkehr noch Weltkongresse noch Austauschprofessoren haben die einzelnen Völker und Nationen wirklich innerlich einander näher zu bringen vermocht. Trotz vielfacher Interessengemeinschaften und trotz aller Verständigungsbestrebungen seitens einzelner ideal angelegter Geister betrachtete ein Staat den anderen als seinen geborenen Gegner, zum mindesten als seinen lästigen, gefährlichen Konkurrenten. Der furchtbare Krieg beweist zur Genüge, daß auch heute noch die Rechte anderer Staaten mit Füßen getreten werden, und daß man ganze Völker auszubeuten und zu knechten sucht bis zur völligen Erniedrigung und Vernichtung. Haben uns doch einzig zwingende Gründe der Selbstachtung und Selbsterhaltung das Schwert mit gebieterischer Notwendigkeit in die Hand gedrückt.

Nur ein Weihnachtsfriede kann die Welt wieder aus der gegenwärtigen Bedrängnis retten, und um einen solchen Weihnachtsfrieden kämpft jetzt das deutsche Volk. Der große Krieg soll nur die Adventsstimmung zu diesem Weihnachtsfrieden sein.

Das ist die göttliche Mission des Krieges. Er hat eine wahre Adventsstimmung in uns erweckt. Unsere Sehnsucht richtet sich nicht nur auf einen durch Granaten und Schrapnell's erzwungenen äußeren Frieden. Dabei würde es uns Menschen nicht behaglich zu Mute sein; er würde auch nur zu bald anderen, neuen Zwistigkeiten und Kämpfer Platz machen müssen. Der Adventsstimmung, die uns während des Krieges beherrscht, soll der himmlische Weihnachtsfriede folgen, jener Friede, den die Welt nicht geben kann, den ein Gottmensch der Erde bringen mußte. Diesen hl. Weihnachtsfrieden aber werden wir nur erlangen, wenn für uns wieder Weihnachten wird, wenn sich das Weihnachtsgeheimnis für uns und die Menschheit erneuert und wiederholt, wenn sich das Papstprogramm Pius' X. verwirklicht, daß die Welt sich erneuert in Christus. Er muß herrschen, er muß regieren, er muß siegen, er der Friedensfürst. Als solcher ist er bereits vorher verkündet vom alttestamentlichen Seher: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht; und man nennt seinen Namen . . . Friedensfürst“ (Jf. 9, 6). Das Friedensreich selbst zeichnet uns der Prophet in einem grandiosen Bilde: „Dann wohnt der Wolf beim Lamm, und der Hirtel läßt sich nieder beim Widder. Rind, Bär und Schaf weiden zusammen und ein kleiner Knabe hütet sie“ (Jf. 11, 6). Möchte doch der gegenwärtige Krieg recht viel dazu beitragen, daß die ganze Welt vom Geiste Christi und des Christentums neu durchtränkt und durchsäuert wird. Das Antlitz der Erde würde sich erneuern. Das Friedensbild des messianischen Reiches, das der Seher im prophetischen Geiste geschaut und verkündet hat, würde seiner Verwirklichung entgegengehen. Nicht einig Menschennacht und äußerer Zwang, sondern christliche Gottesfurcht und Liebe würden die miteinander verbinden, die aus rein menschlich-natürlichen Drang den Selbstsucht und Sonderinteressen erzeugen, immer wieder einander bekämpfen und bekümpft werden. Allerdings wird auch das christliche Friedensideal des Gemeinschaftslebens hier auf Erden nie völlig erreicht werden können, es müßten denn alle Menschen und alle Völker in vollkommener Weise, die Grundsätze des Evangeliums in ihrem Leben befolgen. Aber mag auch in Zukunft die Wirklichkeit manchmal recht weit hinter dem Ideal zurückbleiben,

es würde doch viel besser und erträglicher werden, wenn die Menschheit es jetzt endlich erkannte, was ihr zum Frieden dient. Auch heute noch erneuert der Friedensfürst das Weihnachtsgeheimnis. O daß er, wenn er in sein Eigentum kommt, von den Seinen aufgenommen werden würde! Die Treuga Dei, der wahre, göttliche Friede würde über sie kommen.

Leuchtende Gedanken aus der ersten Enzyklika des Papstes Benedikt XV.

Wenn man die erste große Enzyklika des gegenwärtigen Papstes liest, erhält man alsbald den Eindruck, daß uns in ihr eine hochbedeutsame Rundgebung vorliegt. Einerseits ist sie voll tiefer und erhebender Gedanken, andererseits sind auch die schwierigsten Fragen mit solcher Kraft der Ueberzeugung und solcher Klarheit des Ausdrucks behandelt, daß das ganze Werk des Papstes unwillkürlich an die großen Rundschreiben seiner Vorgänger gemahnt. Darum seien einige Hauptgedanken des päpstlichen Rundschreibens besonders hervorgehoben.

Schon bei der Erhebung Benedikt's XV. auf den apostolischen Stuhl wurde von vielen darauf hingewiesen, daß seit der Wahl des Papstes Pius VII. (Chiaramonti) im März 1800 kein Konklave unter so stürmischen und gefahrdrohenden Zeitläuften sich vollzogen hat wie das letzte. Ein heftiger Krieg ist unter den Kulturnationen unserer Erde entbrannt, der Weltkrieg, den man seit Jahrzehnten befürchtete und dessen Ausbruch man durch mancherlei Mittel friedlicher Verständigung hintanzubringen bemühte. Es ist darum naturgemäß, daß der Papst in seiner ersten Enzyklika von den bewegten Verhältnissen ausgeht, unter denen er den Thron bestieg. In festen, kräftigen Strichen zeichnete er das Bild des furchtbaren Krieges, in dem schon so viel Blut vergossen wurde, und so viele Tränen geflossen sind. Kein Volk, kein Stand, kein Lebensalter bleibt von den Folgen des Krieges unberührt. Wie muß da das Herz dessen ergriffen werden, der der Stellvertreter des wahren „Friedensfürsten“ ist? Könnte er es ruhig mit ansehen und es kaltherzig geschehen lassen, wie die Völker sich zerfleischen und sich für lange, lange Zeit die schwersten Leiden und Schäden zufügen?

Darum richtet Papst Benedikt XV., die letzten Worte, die von den Lippen seines heiligmäßigen Vorgängers kamen, wieder aufgreifend, seine erste tiefempfundene Mahnung an die Fürsten und die Regierenden, sie möchten ihren Völkern doch bald die beglückenden Wohltaten des Friedens wieder schenken. In den hehren Fußstapfen des göttlichen Erlösers wandelnd, ruft er allen Menschen das so heiß ersehnte Wort: Friede zu und bittet alle, die auf Erden Gewalt haben, sie möchten doch seine Vater- und Freundesstimme nicht ungehört verhallen lassen.

Je mehr in unserer Zeit bei den Völkern Groll und Haß, Neid und Feindschaft herrschen, umso mehr sehnen sich andererseits die Gutgesinnten nach der wahren, selbstlosen, brüderlichen Liebe. Gerade der Völkerkrieg mit seinen Schrecknissen und Plagen weckt in den Menschen immer mehr ein heißes Verlangen nach einem Ausgleich der klaffenden Gegensätze, nach einer Auflösung der schrillen Mißlänge im Verkehr der Völker und Einzelpersonen, mit einem Worte nach wirklicher Nächstenliebe, wie sie Christus uns gelehrt, wie sie allen hohen Geistern im Laufe der Jahrhunderte vorgeschwebt hat und wie sie z. B. der selige Klaus von der Flüe auch im erbitterten Kampf und Streit seiner Landsleute zu Stanz mit klugem Worte zum Siege geführt hat. Leider nur zu wahr sind für unsere Zeit des Papstes Worte: „Der Haß wegen der Rassenunterschiede ist noch niemals so grausam gewesen; Volk wird von Volk noch tiefer getrennt durch innere Feindschaft als durch äußere Grenzen; im gleichen Staate und in der gleichen Stadt sind die verschiedenen Stände der Bürger von Haß und Mißgunst entbrannt; auch die einzelnen Individuen lassen sich in allen Angelegenheiten von der Selbstsucht als dem höchsten Gesetze leiten.“ Es ist, als ob der Krieg aller gegen alle entbrannt sei und die sanften, friedlichen Regungen des Herzens nirgends mehr Gehör fanden.

Dieser betrübenden Tatsache gegenüber wirkt es wie eine Fügung der Vorsehung, daß der Heil. Vater gleich in seinem ersten Rundschreiben feierlich erklärt, sein Pontifikat solle gerade darin sein besonderes Gepräge und seinen unübertrefflichen Zielpunkt haben, „daß die Liebe Jesu Christi wieder über die Menschen herrsche“. Welch herrlicher Leitfaden für die apostolische Tätigkeit gerade

desjenigen Papstes, dessen Regierung gleich zu ihrem Beginn von dem Jammer und den Schrecken des blutigsten aller Kriege umtobt ist! Mit Recht sagt der Papst: „Vielleicht hat man noch nie so viel von menschlicher Brüderlichkeit laut gesprochen wie heute; ja man geht so weit, unter Mißachtung der Stimme des Evangeliums und unter Geringschätzung der Tätigkeit Christi und der Kirche dieses Streben nach Brüderlichkeit als eine der größten Wohltaten der Humanitätsentwicklung der Gegenwart zu preisen. In Wirklichkeit ist aber niemals weniger brüderlich unter den Menschen gehandelt worden.“ Um so eindringlicher prägt der Heilige Vater unter stetem Hinweis auf Lehre und Beispiel Christi die Pflicht der Nächstenliebe den Menschen ein, das „neue Gebot, daß ihr euch liebet untereinander“. Dieser Appell des Papstes wird, so wenig dies auf den ersten Blick wohl zuzutreffen scheint, auch in unserer Zeit nicht wirkungslos verwehen; die ernsten und harten Ereignisse selber werden diesen Appell in den Herzen der Menschen immer aufs neue erklingen lassen und die „Mobilmachung der Seelen“, von der man wiederholt gesprochen hat, auch zu herrlichen inneren und äußeren Siegen über das Böse gelangen lassen und den Triumph der Götter- und Nächstenliebe vorbereiten.

Diese Forderung gilt nicht allein von dem einzelnen Menschen, sondern auch von menschlichen Veranstellungen, z. B. den zahlreichen Wohlfahrtsvereinigungen unserer Zeit. Sie sind, wie der Papst anerkennt, „großartig und empfehlenswert; aber nur dann stiften sie den richtigen Nutzen, wenn sie die Liebe zu Gott und den Mitmenschen in unseren Herzen fördern; wenn sie nicht dazu beitragen, sind sie wertlos; denn „wer nicht liebt, der bleibt im Tode“ (1. Jo. 3, 23). (Schluß folgt.)

Kapellen-Auto und Diaspora.

Aus der Diaspora wird geschrieben:

Wohl selten hat ein Vorschlag solch lebhaften Anklang gefunden, wie der vor einiger Zeit in der „Polnischen Volkszeitung“ gemacht zur Beschaffung eines Kapellen-Autos für unsere Soldaten im Felde. Ueber 100 000 Mk. sind für diesen Zweck gespendet worden, so daß mehrere Autos beschafft werden können. Groß war die Freude der Diasporakatholiken, als sie hörten, daß diese Kapellenautos nach dem Kriege in die Diaspora hinüberfahren und dort ihre segensreiche Tätigkeit weiter entfalten sollen. Noch größer aber wurde unsere Freude, als uns in diesen Tagen der Aufruf des Bonifatiusvereins, des berufenen Förderers und Freundes der Diasporapflege, zur Beschaffung ebensolcher Autos für die Diaspora, zunächst aber für die Militärpflege, zuzuging. Wir zweifeln nicht daran, daß auch diesmal der katholische Episcopat sich glänzend bewähren und in kurzer Zeit eine schöne Summe für diesen edlen Zweck zur Verfügung stellen wird.

Der Gedanke, für die Pastorierung der Diasporakatholiken ein Kapellen-Auto anzuschaffen, ist überaus praktisch. Alljährlich kommen Hunderttausende von polnischen Saisonarbeitern in die weiten Diasporagebiete Norddeutschlands, um dort für drei Viertel des Jahres ihr Brot zu verdienen und dadurch auch der deutschen Landwirtschaft unschätzbare Dienste zu leisten. Seit längeren Jahren besteht nun die erfreuliche, von den Polen dankbar begrüßte Einrichtung, daß polnische Wandergeistliche in regelmäßigen Zwischenräumen ihre Landsleute pastorieren. Die Pastorierung geschieht gewöhnlich in der Weise, daß am Sonntag der Geistliche in der Pfarrkirche predigt und Beichte hört. Da aber an diesem Tage unmöglich alle zu dem Pfarrsprengel gehörigen Polen (meist über 1000) die hl. Sakramente empfangen können, muß der Geistliche auch an den folgenden Wochentagen die Pastorierung fortsetzen. Nach der Tagesarbeit kommen dann die Polen zur Kirche, gehen bis gegen Mitternacht zur hl. Beichte und empfangen dann in den frühen Morgenstunden die hl. Kommunion. Gegen 5 Uhr auf ihrer Arbeitsstätte, oft nach stundenlangem Wege, wieder angekommen, gehen sie sogleich wieder an die Arbeit. Es ist wohl klar, daß eine solche Nachpastoration an die Körperkräfte des Geistlichen wie der Polen gewaltige Anforderungen stellt, zumal wenn man bedenkt, daß der Geistliche oft bei Tage auch die Polen noch in ihren Kasernen oder auf dem Felde aufsucht. Hier würde ein Kapellen-Auto die allergrößten Dienste leisten.

Der Geistliche könnte, um den Polen die weiten Wege zu ersparen, zu ihnen hinfahren, am Abend Beichte hören, und nach einigen Stunden der Ruhe für die Polen sowohl wie für den Priester könnte dann am frühen Morgen die heil. Messe gelesen und die heilige Kommunion ausgeteilt werden. Die Polen würden sich sämtlich einfinden; auch die

Schwachen und kränklichen Personen könnten der Eröstungen unserer heiligen Kirche teilhaftig werden.

Daß solche regelmässigen Pastorationen für Glauben und Sitte der gerade in der Diaspora besonders gefährdeten Polen von allergrösstem Segen sein würden, bedarf wohl keiner Frage. Gern würden sich auch die weithin verstreuten deutschen Diasporakatholiken bei solcher Gelegenheit einfinden, um wieder die hl. Sakramente zu empfangen. Denn zur Kirche können sie meist nur einigemal im Jahre kommen und dann auch nur, nachdem sie zu Hause Nahrung zu sich genommen haben. Wer ein Herz hat für die geistige Not der Diasporakatholiken — und wer sollte das nach den eindringlichen Belehrungen und Aufrufen des Bonifatiusvereins nicht haben? — wird der Bonifatiusfrage einen großen Dienst erweisen, wenn er sein Scherflein zur Beschaffung eines Kapellen-Autos beiträgt.

Zunächst gilt es aber, dieses Auto unseren mutigen Kämpfern vor dem Feinde zur Verfügung zu stellen. Wer sein Scherflein dazu spendet, leistet dem Vaterlande einen herrlichen Dienst. Denn nur wer mit Gott ausgesöhnt und mit den Stärkungsmitteln unserer heiligen Kirche versehen ist, kann wahrhaft tapfer kämpfen. Je tapferer aber der Soldat, desto herrlicher der Sieg. Wer sein Scherflein spendet, hilft die unsterblichen Seelen unserer Teuren draussen retten. Wer sein Scherflein spendet, verdient sich endlich selbst den schönsten Himmelslohn. Darum rufen auch die Diasporakatholiken ihren Glaubensgenossen in katholischen Gegenden zu: **Opfert Eure Gabe für das Kapellen-Auto des Bonifatiusvereins.**

Gaben nimmt die Actiendruckerei entgegen.

Ein braver österreichischer Husar.

Die Spitze der österreichischen Brigade hatte bereits Fühlung mit preussischen Vorposten gewonnen. Es waren Husaren, die mit lautem Hurra und herzlichen Zurufen die Infanteriepatrouillen begrüßten; die Offiziere reichten sich die Hände und tauschten schnell einige Nachrichten aus — man wußte ja auf dem jeweils engeren Kriegsschauplatz so wenig von dem, was in der weiten Welt vorging, in diesen waffenstarrten, aus sonniger Ruhe zu blutigem Ringen aufgeschreckten Ländern.

Die Patrouille ging zurück, der Reitertrupp aber verschwand bald ostwärts. Schon längst waren die Husaren jenseits der Grenze auf russischem Boden, ohne daß ihnen ein Feind begegnet wäre.

Es war ein schwüler Nachmittag. Schwere Gewitterwolken hingen am Himmel.

Wird leicht a Unwetter geh'n, meinte der Steyrerfranzl zu seinem Nebenmann, einem Tiroler Kind.

„Söll is möglich,“ lautete die lakonische Antwort.

Da galoppierten die am weitesten vorgeschobenen Reiter, welche aufgeklärt hatten, zurück mit der Meldung: „Zwei kriegsstarke feindliche Brigaden im Anritt!“

Schnell machten sich die Oesterreicher gefechtsbereit. Zurückgehen vor der Uebermacht? — „Wär' net übel,“ meinte der Leutnant. Und schon tauchten die dichtgeschlossenen feindlichen Reiterlinien auf. Die Oesterreicher setzten sich in Galopp — und dann wogten auch schon die ineinander verbissenen Reitertrupps in wilder Jagd über das Feld, durch hohes reifes Getreide, in Aleeädern umher . . .

Zum Feuern hatten beide Teile kaum mehr Zeit gehabt. Nur der Pallasch kam zu Wort, der Pallasch und die Lanze.

Die Kosaken hatten gedacht, im ersten wilden Ansturm die Oesterreicher zum Weichen zu bringen. Aber die Husaren, obgleich in der Minderzahl, richteten sie so übel zu, daß ihre Formationen alsbald in Unordnung gerieten, bis sie sich völlig auflösten und in wilder Flucht davonsrauten. Die österreichischen Husaren hinterher, bis sie Infanteriefeuer bekamen. Da erst kehrten sie um.

Freilich, sie hatten manchen braven Mann verloren. Der Steyrerfranzl zum Beispiel war samt seinem Pferde zu Boden gestiegen, während rings um ihn sich Feinde und Freunde tummelten. Ein Lanzenstich hatte seinem guten Fuchs den Garaus gemacht, und nun arbeitete sich der Franzl mit Händen und Füßen unter seinem Gaul hervor.

Kaum aber konnte er Atem holen, da fühlte er sich von einem halben Duzend Fäusten gepackt und mitgerissen.

„Wollt' mi geh'n lass'n, ös Loder!“ schrie der wie wild um sich schlagende Franzl, aber nur ein Grunzen antwortete ihm, und mit Entsetzen merkte der Husar, daß man ihn als Gefangenen mitnahm auf die Flucht.

Schweißtriefend mußte er mitlaufen. Einer der Kosaken hatte ihm eine Schlinge um den Hals geworfen und den Strick am Sattel des Pferdes befestigt.

„Na, is dös a Schand!“ leuchte der Steyrerfranzl. „Wast, du Moskowitz, bal i mir könnt, wie i möcht!“

Aber er konnte beim besten Willen nicht, wie er mochte. Schließlich machte die Reitergruppe Halt und bezog ein Bivak in enger Fühlung mit russischer Infanterie, die mit Maschinengewehren ausgerüstet war. Franzl wurde losgelassen und zwischen Pferden mit Striden festgebunden. Ein Kosak zu Ross mit geladenem Karabiner bewachte den Gefangenen — den einzigen, den die Kosaken hatten machen können.

Da stand nun der Steyrerfranzl und murmelte: „Die Schand! — Was wird mei Rittmeister sagen . . . und 's Mareindl, bal 's heist: der Franzl wird vernimt . . . Teifi, Teifi!“

Er sah sich um.

Es war Abend geworden. Die Wachtfeuer brannten, die Kosaken sangen freche Lieder, der Posten zu Pferde begleitete den Gesang durch das rhythmische Aufstoßen der Lanze. Hinter ihm war es dunkel. Dort lag das freie Feld — und dann kam lange nichts — und dann: das österreichische Lager!

Im Steyrerfranzl keimte ein kühner Entschluß. Die Stride schob er von den Gelenken wie nichts. Und dann gab es auch kein langes Ueberlegen mehr. Wie eine Kasse schlich er den Posten an — und plötzlich fühlte sich dieser gepackt, heruntergerissen — ein kurzes Geräusch, ein Faustschlag — und schon sah der Steyrerfranzl auf dem Kosakengaul, der, ohnehin schon geworden, wie eine Kanonenkugel in die Nacht hineinschoß.

Die Kosaken waren aufmerksam geworden — Schüsse knallten, dann saßen ihrer hundert auf und jagten dem kühnen Flüchtling nach. Der hegte und lockte das Pferdchen. Klein und struppig war es — man konnte unter seinem Bauch die Beine kreuzen! Aber dafür konnte man es mit den Schenkeln lenken, daß es eine Freude war. Und die Gräben nahm es im Flug.

Franzl hatte den Karabiner entdeckt, der am Sattel hing.

Mit dem feuerte er nun auf einen, der ihm allzu nahe kam. Der flog vom Pferd — die anderen blieben zurück, der Lärm verlor sich — und der Franzl jagte weiter mit Husa und Heiffa, bis eine helle Stimme rief:

„Wer da?“

„Der Steyrerfranzl — gut Freund!“

Oesterreichische Infanteristen eilten herbei — wahrhaftig, das war ein Husar — aber wie kam der zu einem Kosakenpferd?

Man führte den Franzl vor den Kommandeur der Husaren — und der lachte übers ganze Gesicht, wie er seinen Franzl — nebenbei: einen der besten Reiter vom Regiment — auf seinem struppigen Pferd ankommen sah.

„Franzl, bist ja rein verloren gegangen! Wo bist g'wesen die Nacht? Hast strabanzt?“

„Z' B'föll,“ sagte der Steyrerfranzl, während alle Offiziere ringsum zu lachen anfangen, „Z' B'föll; die Moskowitz ham mei Bisci erstoch'n. Aufhängen wollten's mi, meiner Söl. Aber i hab so an Loder, an Kosaken, zeigt, wie der Steyrerfranzl russisch redt — is ihm leicht spanisch vorkommen — und dann bin i auf sei'm Gaul los. Is nöt schlecht, dös Pferd, is rein nöt schlecht . . . z' B'föll!“

Dann war der Steyrerfranzl wieder bei seinen Kameraden, die ihn mit brausendem Jubel empfingen. Das Kosakenpferd bleibt beim Regiment, und der Franzl ist avanciert — und das Mareindl hat in ihrem stillen Dorf die G'schicht gelesen von dem Franzl und seiner Tat. Da hat sie sich eine Träne aus den blauen Augen g'wischt — dabei hat's ganz heimlich g'lacht — und hat g'sagt: „Ja, der Franzl, der Franzl — dös is halt a ganzer Kerl, a rechter Loder!“

Im Feldspitale.

Im Feldspitale der Stadt Schleswig lagen im Jahre 1864 nebeneinander der Oesterreicher Karl Stempf vom Regimente „König der Belgier“ und ein gefangener Däne. Beide waren schwer verwundet, beide fühlten, daß ihr Ende nahe sei und sehnten sich deshalb nach ihren Angehörigen. Dem Dänen war die Frau gestorben, ehe er ein-

rücken mußte, aber er ließ zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, zurück. Das ungewisse Schicksal seiner Kinder schmerzte ihn tiefer als seine Wunde.

Karl Stempf, der sonst so fröhliche Alpenjäger, sehnzte sich nach seiner Mutter, der lieben Hammerschmiedin. Da er es fühlte, daß er seine Alpen nie mehr besteigen, nie wieder Gemsen jagen würde, so wollte er doch wenigstens seine liebe Mutter noch einmal sehen und . . . ; er bat deshalb einen Kameraden, seiner Mutter von seiner Wunde und Lage zu schreiben und sie zu bitten, schleunigst nach Schleswig zu kommen.

Es war eines Tages, als gerade der Däne in seinem gebrochenen Deutsch Karl Stempf seinen Kummer klagte und ihm bei dem Erzählen von seinen Kindern Tränen in die Augen traten, da ging die Thür des Saales auf und der Wärter trat mit zwei schönen Kindern ein, welche sich ängstlich umtaten. Da entdeckten die forschenden Augen des Knaben den lieben Vater und mit einem jubelnden Aufschrei sprang er an das Bett des Dänen; schüchtern folgte die kleinere Schwester dem Knaben. Der Vater schloß die Kinder in seine Arme und vergaß in dieser seligen Minute seine entzehlichen Qualen.

Der Oesterreicher beneidet fast den Nachbar um sein Glück und dachte lebhaft an seine Mutter, nach der er sich so sehr sehnzte, als er plötzlich ihre liebe Stimme hörte, da sie mit dem Rufe: „Karl! Karl!“ weinend ihn an's Herz drückte. O, wie hatte er sich verändert! Blühend und kräftig war er, ihr einziger Sohn, vor kurzem ausgezogen — und jetzt findet sie ihn wieder bleich, abgezehrt, ein Bild des Schmerzes. Da stürzten ihr unaufhaltsam die Tränen aus den Augen; sie sah die Kinder an dem andern Bette, sie sah die Freude und den Schmerz des unglücklichen Vaters. In ihrer eigenen Herzensangst sprach sie nach langem Schweigen die halblauten Worte: „Du Mutterherz von sieben Schmerzen durchbohrt, heilige Gottesmutter, bitte für meinen Sohn. Ich will auch mit Freuden die Kinder dieses armen Kranken als meine eigenen annehmen, wenn nur mein Karl am Leben erhalten bleibt.“

Sie hatte dies ihr Gelöbniß halblaut vor sich hingeprochen, und ihrem Sohne waren ihre Worte nicht entgangen. Er richtete sich jetzt in seinem Schmerze halb empor, taßte die Hand seiner Mutter und sagte mit schwacher Stimme: „Schau, Mutterl, gräm' di nit — mir hilft nichts mehr. Ich fühl's, der liebe Gott hat's so haben wollen, und Mutterl, ob früher oder später, das 'acht nit gar so ein' g'wal'tigen Unterschied. Ich muß halt einrücken, und Mutterl, me'n armer Nachgar da mit mir. Schau, Mutterl, willst mir a Freud' tun, so nimm dann seine Kinder, sie — werden dir den Karl ersetzen. Vie'eicht erlebst mit ihnen mehr Freud' als mit deinem eigenen Sohne.“

Erschöpft sank der brave Soldat auf seine Kissen zurück. Seine schmerzgerüttelte Mutter unterdrückte gewaltiam ihr Schluchzen, antwortete ihrem Sohne mit einem Händedruck und trat an das Bett des Dänen. „Guter Mann,“ sagte sie zu ihm, „torgt Euch nicht um Eure Kinder — sie sind von dieser Stunde an die meinen.“

Der schwerverwundete Vater hatte nicht mehr die Kraft, ein Wort zu erwidern, seine Antwort war ein unausprechlicher Dankes-lid. Dann glitt ein heiteres Lächeln über seine bleichen Lippen, ein letzter tiefer Atemzug — und er hatte aus-gelitten.

Nach einigen Tagen soß die Hammerschmiedin wieder an dem Schmerzenslager ihres Sohnes, die kleinen Adoptivkinder schmieaten sich wärend an die neue Mutter. Da plötzlich richtete Karl sich mit Gewalt empor und rief: „Mutterl, lieb' Mutterl, nimm mich mit nach Haus! Hier mag ich als Toter nicht liegen.“

Es waren seine letzten Worte.

Zwei Tage später fuhr die Hammerschmiedin nach Steiermark zurück. An ihrer Seite waren die beiden Kinder des Dänen, die sich bald an die neue, so gute Mutter gewöhnt hatten. In einem einfachen Sarge führte derselbe Zug die Leiche ihres Sohnes in die Heim at.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Die Zuchtmittel,
(Schluß.)

Durch den Krieg haben unsere Artikel über Erziehung eine längere Unterbrechung erfahren müssen; heute wollen wir aber wenigstens das Kapitel über die Zuchtmittel beendigen. Wir hatten, wie unsere Leser sich erinnern werden, bei der Besprechung der körperlichen Züchtigung auf ein Werk empfehlend hingewiesen, das hier recht beachtenswerte Winke gibt und teilweise ganz neue Wege zeigt. (Beiträge zur Erziehung der männlichen Jugend. — „Die Erziehungsstrafe“ von Schopen, Mainz, Lehrlingshaus). In dem letzten Artikel (Nr. 43) hatten wir kurz skizziert, wie der Verfasser sich die Vollziehung der Strafe denkt. Sie soll immer unter vier Augen vorgenommen werden, nachdem sie ruhig und mit mildem Ernst angekündigt worden ist. Das Strafinstrument, eine biegsame Gerte, soll der zu Strafende selbst von seinem bestimmten Platz nehmen und dem Strafenden überreichen, um dadurch die freiwillige Hinnahme der verdienten Strafe zum Ausdruck zu bringen. Die Strafe soll auf die Hände oder auf den Rücken (Büdel) erfolgen, nachdem man den zu Strafenden Kopf und Weste hat ablegen lassen, damit nicht durch eine mehr oder minder dicke, vielleicht abstehende Kleidung die Schmerz Wirkung abgemindert und die ganze Strafe lächerlich wird. Die Strafe, die der Knabe frei und ruhig bis zum Ende aushalten soll, nicht aus Stolz und Trotz, sondern aus demütiger Sühne, darf niemals als Schmach gelten, sondern nur das Vergehen, das sie hervorgerufen hat. Deshalb darf der Begehrigte weder bei Eltern und Lehrern noch bei Geschwistern und Mitschülern um der empfangenen Züchtigung willen eine Einbuße äußerer oder innerer Achtung erleiden. Zur richtigen Auffassung der Strafe wird es auch beitragen, wenn, wie der Verfasser vorschlägt, die Vollziehung der Strafe mit einer gewissen religiösen Weise umgeben wird. Er erinnert daran, daß im alten Judentum der Knabe, während er die Züchtigung hinnahm, mit lauter Stimme das Bußpsalm (Schmerzenspsalm) beten mußte. Wie glaubt der Verfasser eine ähnliche Stimmung jetzt zu erreichen? Hören wir seine Worte: „Ich denke mir einen Vater, der im Zimmer seines Knaben das markig plastische Bild Jugs vom verlorenen Sohn und dabei die Kute anbringt. Wenn der Junge dann, so oft er ein entsprechendes Delikt begangen, vor diesem Bilde kniend die Strafe empfängt, nachdem er mit gefalteten Händen laut und langsam ein Gebet gesprochen hat, muß eine solche Züchtigung nicht im Vater und Sohn weit tiefere Wirkungen auslösen? Wird der Sohn nicht hier allmählich die tiefe Ethik der Strafe ahnen lernen und wird der Vater es wagen, eine von solch religiöser Weise umgebene Sühne aufzuerlegen, wenn der Junge ihn durch unbedachtes Spiel im Mittagschlaf gestört oder aus Unglück eine teuere Wase zerbrochen hat! Nicht in der Abschaffung der körperlichen Züchtigung liegt das Heil, sondern darin, daß der ethische (sittliche) Gehalt der Strafe wieder in ihre Vollzugsform zum Ausdruck kommt.“

Was die Altersgrenze der körperlichen Züchtigung betrifft, so soll sie im allgemeinen auf das Knabenalter eingeschränkt bleiben. Wenn der Knabe zum Jüngling wird, das ist die Zeit ungefähr vom fünfzehnten oder sechzehnten Jahr an, wo der Knabe des Volkes aus der Schule entlassen und der Knabe der gebildeten Stände in die reiferen Gymnasialklassen aufsteigt, soll die Körperstrafe möglichst ganz in Wegfall kommen. Dem Feingefühl und dem scharf beobachtenden Blicke des Erziehers muß es vorbehalten bleiben, den richtigen Zeitpunkt zu finden, wo die bei sittlicher Auffassung zwar nicht erniedrigende, aber immerhin natürlich demütigende Strafe der Knabenjahre nicht mehr am Platz ist und an ihre Stelle die rein moralische, lediglich innere, rein geistige Jünglingsstrafe tritt, über die wir uns später einmal verbreiten wollen. Eltern, die den Wunsch haben, daß ihre Kinder von einer richtigen Auffassung der Strafe immer mehr durchdrungen werden, empfehlen wir als Beigabe zum Weihnachtsgeschenk das vom Verfasser der „Erziehungsstrafe“ herausgegebene kleine Christchen: „Vaters Brief an seinen Jungen über die Strafe.“ Mainz, Verlag des Lehrlingshauses. Einzelpreis 25 Pfg., in Partien 15 Pfg. Wir sind überzeugt, daß dieser Erziehungsbrief für die heranwachsende Jugend von großem Nutzen ist und viel dazu beitragen kann, daß den Eltern das so wichtige Geschäft der Erziehung erleichtert wird.

Damit wollen wir dieses Kapitel schließen. Die körperliche Züchtigung wird sich in der Praxis nie ganz vermeiden lassen, was schon daraus erhellt, daß sie, das kann man getrost behaupten, so alt ist wie die Erziehung selbst. Wenn wir alles zusammenfassen, so wird der Erzieher dann das Richtige treffen, wenn er so strafft, daß der Knabe fühlt und erkennt, er strafe in Auftrag und Sinne eines höheren Richters, zwar ernst und streng, aber mit Trauer über die Notwendigkeit. Liebe und Strenge sollen so gepaart sein, daß die erste nicht sentimental, die zweite nicht hart wird. Jedenfalls darf die Liebe sich nicht verbergen, denn das Kind

soll eben gerade in den Nöten seines Lebens den Rückhalt bei dem Erzieher finden, nicht vor ihm fliehen, sondern zu ihm. „Der Vater strafft sein Kind, und fühlet selbst den Streich, die Pärt' ist ein Verdienst, wo die das Herz ist weich.“ (Goethe.) „Wenn du spürst, daß du nicht Liebe genug hast zum Strafen, so laß es“, sagt Rein und Rüdert ruft dem Kinde zu: „Die Strafe macht dich frei von dem Gefühl der Schuld, Drum strafft dich Kind, nicht Jörn des Vaters, sondern Guld.“

Die Frau und der Krieg.

Von Regens Dr. Schreiber. (Fortf.)

Aber beachten Sie es wohl: dieser Trieb des Weibes zur Spendung, Ernährung und Erhaltung des Lebens muß also ein eminent menschlicher Trieb zur Entfaltung kommen, nicht als eine rohe Naturkraft. Er muß darum betätigt werden in der klaren Erkenntnis, daß es ein sittlicher Trieb ist: eine von Gott in das Frauenherz gelegte Anlage, die nur zum Wohle der Menschheit da ist und nur zum Wohle der Menschheit ausgeübt werden soll, im Geiste des Pflichtgefühls gegen Gott und im Geiste der Liebe gegen den Mitmenschen wie gegen das Vaterland. Alle anderen Beweggründe sind diesem Trieb der Frauenseele fremd; sie können nur unter Stäubung des Frauencharakters und nur unter Verstoß gegen Gottes Gebot und gegen die der Menschheit schuldige Liebe zur Geltung gebracht werden. Wer aus Sport oder aus Ehrsucht oder aus Sinnlichkeit oder aus einem anderen Motive diese edlen Anlagen der Frauenseele im Kriege betätigen wollte, würde an sich selbst, an Gott und an der Menschheit sich veründigen.

Solche Beweggründe würden am allerwenigsten das edle Frauenherz auf die Dauer zufriedenzustellen können. Denn ein Samariterdienst aus diesen Beweggründen heraus würde das Frauenherz vergiften und es in seinen schönsten und erhabensten Anlagen entstellen;

ein Samariterdienst aus solchen Beweggründen heraus würde erst recht unvereinbar sein mit dem Adel eines christlichen Frauenherzens, dem das Beispiel des sich in Liebe gegen Gott und die Menschen ganz verzehrenden Jesuherzens einmal vor Augen gestanden hat;

ein Samariterdienst aus solchen Beweggründen heraus würde auch in schreiendstem Widerspruch stehen zu dem Ernste der Kriegszeit u. zu dem Geiste religiöser Einkehr und Erneuerung, den der Krieg in unser deutsches Volk gottlob getragen hat.

Die Aufgabe der Frau im gegenwärtigen Kriege kann also keine andere sein als die: Liebesdienst zu üben in opferfreudiger Hingabe, aus dem einzigen Beweggründe heraus, daß es so ein hl. Gebot der Natur und des Schöpfers der Seele für jede Frau ist, und daß das Beispiel Christi der christlichen Frau dies noch zur besonderen Pflicht macht.

Wie ganz natürlich fügt sich, im Lichte dieser Erwägungen, der Samariterdienst der Frau im Kriege ein in ihren allgemeinen Mutterberuf! Selbst wenn sie den verwundeten Krieger mit Lektüre versieht, und den Kämpfer in den Schützengraben durch Liebesgaben überrascht und die Frau des Kriegers tröstet und stärkt, was will sie anderes dadurch tun, als den Lebensmut erhalten und für das Leben der Hinterbliebenen Sorge tragen! Wie erhaben steht im Lichte dieser Erwägungen aber auch der Frauendienst im Kriege da! Mit voller Ueberzeugung sage ich es: er kommt dem Priesterdienste nahe.

Wie der Priester im Sakramente der Taufe und der Buße das übernatürliche Leben verleiht, im Sakramente der Eucharistie es stärkt, kräftigt und vermehrt, und im Sakramente der letzten Oelung dem todeswunden Erdenpilger den Gang von diesem Leben zum anderen erleichtert, also soll auch das Weib nicht mit der blutigen Waffe das natürliche Leben zerstören, nicht mit Kugel und Bajonett das Leben zerstören, nicht mit Kugeln und Bajonett das Leben zerstören, nicht mit Kugeln und Bajonett das Leben zerstören, sondern für die Erhaltung, Stärkung und Pflege des Lebens Sorge tragen.

Und wie der Priester am Altare das Opferleben Christi auf Golgatha erneuert, so soll auch das Weib in der natürlichen Ordnung eine Opferpriesterin sein: Opfer darbringen in der persönlichen Hingabe an den Nächsten und in der Verzichtleistung selbst auf das Liebste und Teuerste, zum Wohle des durch den Krieg bedrängten Vaterlandes.

Was sage ich: in der natürlichen Ordnung? Auch für das übernatürliche Leben ihrer Mitmenschen arbeitet die Samariterin im Kriege, wenn sie mit dem Verwundeten am Krankenlager betet, ihn hier und da durch einen religiösen Zu-

spruch erbaut und höher führt, wenn sie ihn mit religiöser Lektüre versorgt, ihn in der letzten Stunde auf den Tod vorbereitet, ihn den Priester ruft und mit dem Priester im Sterben beisteht, um so das übernatürliche Leben der Gnade und des Himmels ihm vermitteln zu helfen. Uebernatürliches Leben spendet die Mutter, die Gattin, die Schwester, die Braut, wenn sie schon gleich beim Auszug des Geliebten in den Krieg ihm Gott zum Opfer bringt und dieses Opfer Gott darbringt in der Absicht, daß er, wenn er fallen sollte, fallen möge als Gottesheld, mit Reue über seine Sünden und aus Pflichterfüllung gegen Gott, und so das ewige Leben erlange.

Uebernatürliches Leben spenden alle Frauen, die fort und fort beten, das hl. Messopfer besuchen, den Kriegsandachten beiwohnen, die heilge Kommunion empfangen für alle Krieger im Felde und in den Lazaretten, damit Gott ihnen seine Gnade gebe, sie vor der Sünde bewahre, im Glauben und in der Tugend erhalte und nicht ewig verloren gehen lasse.

Das ist Kern und Stern, Wesen und Ziel der Aufgaben des Weibes im gegenwärtigen Kriege. (Fortsetzung folgt.)

Kaiser Franz Joseph an die Kinder seines Reiches.

Wenn ich an der Schwelle des Grabes in so ernster Stunde an Euch mich richte, geliebte Kinder, geschieht es aus mehreren Gründen.

Einmal waret Ihr immer die Freude, der Trost, ja oft in schweren Zeiten meines langen Lebens der einzige Trost und die einzige Freude Eures Kaisers und Königs. Wenn ich Euch ab, traf mich in den Schatten meines Daseins wieder ein Sonnenstrahl. Ihr seid es, Kinder, die dem Herzen Eures Kaisers und Königs am nächsten steht, die Blumen meines Reiches, die Herde meiner Völker, der Segen ihrer Zukunft. Aber nicht bloß Euerem Kaiser und König steht ihr am nächsten, noch einem, vor dem auch die Mächtigen dieser Welt hilflose Geschöpfe sind — Gott unserem Herrn. In Eueren Augen strahlt noch das Licht des Schöpfungsmorgens, um Euch ist noch Paradies und Himmel. Gott ist allmächtig. In seiner Hand liegt das Schicksal aller Völker. Semem Willen beugt sich alles, noch ihm lenken sich die Sterne und die Menschen. Daß diese allmächtige Gotteshand Oesterreich-Ungarn hülte und bewahre, es über seine zahlreichen Feinde siegen und im Sieg noch erstarben lasse zu Gottes Ehre und Verherrlichung, das ist noch das Einzige, was mir nach einem an Trübheiten reichen Leben zu wünschen übrig bleibt. Es war mein Wunsch, als ich so jung und hoffnungsvoll auf den Thron meiner erlauchten Väter stieg. Es wird der Wunsch sein, der bald vielleicht auf meinen sterbenden Lippen als das Wort der letzten Liebe und Sorge für meine Länder, meine Völker verweht. Gott lenkt alles und so, wie er es will. Wir Menschen vermögen nichts außer ihm und ohne ihn. Da Ihr, liebe Kinder, Gott zunächst steht, buet Euch Euer Kaiser und König, betet, daß er uns segne und unserer Sache seine Gnade schenkt. Gott erhört das Gebet der Unschuld, weil er sie liebt, in ihr sein Bild erkennt. Darum laßt nicht ab, zu stehen mit gesalteten Händchen, Ihr Kleinen und ihr Kleinsten. Wenn des Reiches Kinder für ihr Vaterland beten, weiß ich, unser Stern steht gut. Dann seid Ihr mitreilhaftig am Sieges- und Ehrentag des Reiches. Ihr habt den Segen herabgeschleht auf unsere Fahnen, auf unser Heer. Liebe Kinder, vergesst nicht das Reich, dem Ihr auf Erden zugehört, und seinen alten Kaiser. — Möchten auch unsere Kinder recht beharrlich und vertrauensvoll zum lieben Gott beten.

Gebet der Kinder während des Krieges.

O lieber Gott, erhöre mich:
Erbarme der Soldaten dich,
Die jetzt für uns im Felde stehen;
O laß sie nicht zu Grunde gehen.
Erlöse sie aus Angst und Not,
Bewahre sie vor bittr'em Tod!
Laß sie zu uns bald wiederkehren
Und froh mit uns dich, Vater, ehren. Amen



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 52. Sonntag den 27. Dezember 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen in Südb. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitte wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Weihnachten. — Die Insel des Friedens. — Aus dem Kalender der Woche. — Leuchtende Gedanken aus der ersten Enzyklika des Papstes Benedikt XV. — Weihnachten im Kriege 1870. — Die Glocken in der Weihnacht. — In der Stunde des Todes. — Die Frau und der Krieg. — Blutliche Heimkehr. — Die Stunde. — Letztes Gebet.

Wochenkalender.

- Sonntag, 27. Dez., Johannes Apostel.
- Montag, 28. Dez., Unschuldige Kinder.
- Dienstag, 29. Dez., Thomas von Canterbury.
- Mittwoch, 30. Dez., Son der Oktav.
- Donnerstag, 31. Dez., Silvester, Papst.
- Freitag, 1. Jan., Neujahr.
- Samstag, 2. Jan., Oktav v. Stephanus.

Weihnachten. 1. Festevangelium.

(Evangelium Luk. 2, 1—15.)

In jener Zeit ging ein Befehl aus vom Kaiser Augustus, das ganze Land zu beschreiben. Dies war die erste Beschreibung, und geschah durch Cyrinus, den Statthalter von Syrien. Und alle gingen hin, sich anzugeben, ein Jeder in seiner Stadt. Und es ging auch Joseph von Galiläa von der Stadt Nazareth hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, welche Betlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um mit Maria, seinem verlobten Weibe, sich anzugeben. Es begab sich aber, als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Bindeln, und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war. Und es waren Hirten in derselben Gegend, welche hüteten und Nachtwache hielten bei ihren Herden. Und siehe, ein Engel des Herrn stand vor ihnen, und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird: denn heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher Christus der Herr ist. Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Bindeln eingewickelt, und in einer Krippe liegend. Und soget ihr war bei dem Engel eine Menge himmlischer Heerscharen, welche Gott lobten, und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden die eines guten Willens sind!

Die Insel des Friedens.

Brinnen im lichtumflutheten Gotteshaufe feiern sie die Christmette. Am Altare steht im Festgewande der Priester und stimmt das Lied der Engel an: „Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis.“ (Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.)

Doch unser Sinn schweift hinaus über die Wände der Kirche, und unsere Gedanken bohren sich ein in das Schauspiel des Krieges. Da trifft unser Blick

auf zerstampfte Felder, niedergeschossene Städte und Dörfer, rauchende Trümmer und Ruinen, rote Blutlachen, schmerzverzogene Gesichter von Verwundeten, helle Haufen von Leichen. Unser Ohr vernimmt das Donnern der Kanonen, das Knattern der Gewehre, den dröhnenden Schritt der Bataillone, die gellenden Signale, das Kommando der Offiziere, das Hurra der Angreifer, das Stöhnen der Verwundeten, das Aechzen der Sterbenden. Die einen finden wir in mörderischem Kampfe, die anderen in Schützengräben, auf freiem Felde, auf Wachen und Vorposten, in Lazaretten und Krankenhäusern, in der Gefangenschaft. Schau ihnen ins furchenreiche Angesicht — und vielleicht erkennst du unter ihnen deinen Sohn, deinen Mann, deinen Vater, deinen Bräutigam, deinen Freund. Oder suchst du umsonst nach deinem Liebling und ruffst umsonst seinen Namen? Schläft er vielleicht schon den Todesschlaf und deckt ihn der kühle Rasen? In der Zeitung aber liest du täglich in großen gesperrigen Buchstaben die Riesenschrift: Der Völkerring.

Wahrlich, ich verstehe, daß es dich in der heutigen Weihnacht etwas schwer ankommt, an die Botschaft des Engels zu glauben: Friede den Menschen auf Erden. Fast möchte es uns scheinen, als wären all die schönen Verheißungen zu Wasser geworden. Was haben denn die Propheten vom Erlöser vorhergesagt? Höre den gewaltigsten aus ihnen, den tiefschauenden Isaias: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht; und man nennt seinen Namen: Wunderbarer, Ratgeber, Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Fürst des Friedens.“ (Is. 9, 6.) Sein sanftes stilles Kommen aber schildert eine kirchliche Antiphon in folgenden Worten: „Als alles in tiefsten Schweigen lag und die Nacht in ihrem Laufe die Mitte erreicht hatte, da kam, o Gott, dein Sohn vom Himmelsthrone herab zur Erde.“ — Nicht Gewalttaten, nicht Blutvergießen, nicht Waffenklirren bezeichnen sein Lebenspfad, vielmehr stilles Wohltun, sanfte Lehren, geduldiges Leiden. Von Pilatus gefragt, ob er ein König sei, gab er die Antwort: „Nein, ich bin ein König, aber mein Reich ist nicht von dieser Welt; wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Jünger für mich streiten.“ Gedenkst du auch jener Stunde auf dem Ölberge, als die Schergen den Meister ergriffen und Petrus das Schwert zog? „Petrus,“ so sprach damals der Heiland mit leichtem Tadel, „stecke dein Schwert in die Scheide.“ Am Tage der Auferstehung aber, als er in die Mitte seiner Jünger trat, welchen Willkomm hat er ihnen geboten, mit welchem Gruß ihr Herz erfreut? „Friede sei mit euch,“ so kam es von seinen göttlichen Lippen, und abermals sprach er: „Friede sei mit euch.“ Beim Abschied aber gab er ihnen wie ein Testament die Worte mit: „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch.“

Strauchle also nicht, mein Lieber, und halte fest an Jesus, welcher in Wahrheit der Friedenskönig ist und bleibt, halte fest an der christlichen Religion, welche die Religion des Friedens ist und bleibt. Wo kannst du aber heute den Frieden finden, wo die Welt in Waffen starrt? Freund, da mußt du den Ozean der Kriegswogen verlassen und dich flüchten auf die Insel des Friedens. Nicht im Atlantischen oder Stillen Ozean liegt diese Insel, und nicht in weiter Ferne; mitten in dir soll sie grünen und blühen, es ist dein eigenes Herz. Es braucht weder die Abenteuer eines Robinson noch die Irrfahrten eines Odysseus, um dorthin zu gelangen. Es kostet dich nur einen Akt des Glaubens, einen Schwung des Willens. Wie haben doch die Engel in der Christnacht gesungen? . . . „Ehre sei Gott und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind.“ Reige nicht nur dein Ohr, um den Klang zu vernehmen, sondern auch den Verstand, um den Inhalt zu begreifen: Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Ja, mein Lieber, nur guter Wille kann dir den Frieden geben, den der Heiland verheißt, den die Welt nicht geben kann. Bei gutem Willen wirst du aber unfehlbar den Frieden besitzen, mag auch die Welt von Waffengeklirr widerhallen. „Guter Wille“ ist Glaube an Jesus, ist Annahme seiner Lehre, ist Nachfolge seines Lebens, ist Tragen des Kreuzes, ist Achtung und Duldung des Nächsten. Daß du aber nicht meinst, diese Friedensinsel sei nur ein eiteler Weihnachtsstraum oder ein leeres Phantasiengebilde, so setze ich den Spruch des Heilandes her; kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Math. 11, 28.

Freilich auch gegen diese Friedensinsel spritzen die Wogen der Leidenschaften und bösen Neigungen. Ihnen mußt du eisernen Widerstand und heldenmütige Verteidigung entgegensetzen. Und wenn jeder einzelne nach den Vorschriften des Evangeliums, nach den Weisungen der Kirche, nach der Stimme des Gewissens sein Leben einrichtet, und wenn auch die Staatsmänner und die Gesetzgebungen sich daran halten würden, glaube mir, dann wäre der Krieg so entbehrlich, wie eine Nute für gute Kinder. Wenn der Zug aus dem Gleise springt, dann gibt es Unglück, Krüppel und Leichen; und sobald die Menschen die Richtschnur der Gebote außer Acht lassen, dann haben wir den Krieg. Die Grundlage und die Säule des Friedens und des Wohlstandes unter den Völkern ist die Gerechtigkeit, ist die Gottesfurcht, ist die Einhaltung der von Gott gesetzten Ordnung. Bereits kannst du diese Tatsache mit Händen greifen; zum Ueberflus stellt sie Isaias dir vor Augen mit den Worten: der Gerechtigkeit Wirkung ist Friede, der Gerechtigkeit Frucht ist Ruhe und Sicherheit auf ewig; dann wohnt mein Volk in der Schöne des

Friedens, in sicheren Östien überschwinglicher Ruhe.

Dast du den Frieden mit Gott, dann wünsche ich dir Glück. Du wohnst dann auf der einsamen Insel mitten im Weltgetümmel. Was haben einen Apostel Paulus die Kämpfe seiner Zeit angefochten, was konnten Sorgen, die Verfolgungen, die Entbehrungen, die Todesgefahren ihm anhaben? Er wohnte auf der Insel des Friedens und alle Welt machte er bekannt mit seinem Glück, indem er ausrief: „Ich bin überdovoll von Freude in all' meiner Trübsal.“

Dieser innere Friede ist es, der dein Glück ausmacht; doch auch zum äußeren Frieden kannst du mitwirken durch dein Gebet. Diesen Frieden laßt uns im Geiste hinausjenden ins Feld durch fromme Wünsche und Bitten. Eine gewaltige Prozession der Seelen soll es sein, die heute aus den Hütten der Heimat hinauszieht in die feindlichen Stellungen und in die kampfdurchtobten Schlachtfelder, um dort den braven Truppen „fröhliche Weihnacht“ zu wünschen und der Welt den Frieden zu erbitten.

Friedenskönig, hab' Erbarmen,
Hör' den Hilferuf der Armen:
Krieg und Greuel wolte enden,
Allen Völkern Frieden spenden.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

(Weihnachten.)

Die große, ernste Vorbereitungszeit auf das hohe Weihnachtstfest, der Advent, ist vorüber; Weihnachten, das erste der drei Hauptfeste des Kirchenjahres ist da. In den Häusern und in den Kirchen wird vom Spruchband des Engels über dem Stalle, auf der Krippe, wie in früheren Jahren das Engelswort leuchten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden“, aber der Frieden wird fehlen auf der Erde, denn die Völker der Welt haben sich gegeneinander erhoben und seit Monaten tobt in Nord und Süd, in Ost und West der blutige Kampf, dessen Ende nicht abzusehen ist. Und vielleicht wird mancherorts auf dem Erdball das Dröhnen der ehernen Geschütze das Geläute der Glocken in der hl. Christnacht ersetzen.

Ja, der Krieg paßt schlecht zu dem großen Friedensfest der Christenheit! In den Gegenden, die von der Kriegsjurie verheert worden, wird manche Stätte am hl. Abend im Dunkel daliegen, wo noch voriges Jahr Tausende von Lichtlein flammten und ihr Licht auf grüne Tannenzweige fallen ließen, die behängt waren mit Äpfeln, vergoldeten Nüssen und süßem Backwerk. Und um den Baum herum standen damals die Kinder und die Erwachsenen mit leuchtenden, verklärtem Blick. Heute aber sind die Glücklichen vom Vorjahre arme Bettler, heimatlose Flüchtlinge oder gar stumme, leblose Opfer des großen Völkerringens.

Aber auch an den Orten, die fern von den Blutgetränkten Schlachtfeldern liegen, wird es nicht das Weihnachtstfest früherer Jahre sein. Wenige Familien im weiten Reiche gibt es ja, die nicht irgend jemanden aus ihrem Kreise unter den Waffen hätten, und selbst den, der ganz allein ohne verwandtschaftlichen Anhang da steht in der Welt, kann das Geschick seines Vaterlandes und der Millionen seiner tapferen treuen Söhne am hl. Abend in seiner Stimmung und in seinen Empfindungen nicht unbeeinflusst lassen.

Vielleicht fürchtest du dich heuer schier vor dem hl. Abend, liebe Leserin? Dein Gatte ist im Feld, sein Platz wird leer sein am schönsten Abend des Jahres und allein wirst du sein mit deinen lieben Kindern! Doch klage nicht! Nicht die allein müssen dem Vaterland Opfer bringen in dieser großen Zeit, die des Kaisers Rod tragen, sondern auch jene, die am heimatischen Herde zurückgeblieben, sonst hätten sie keinen Anteil an der großen, gerechten Sache. Vielleicht hast du nie so recht das Glück geschätzt, das darin bestand, alle deine Lieben in traulichem Kreise an den Festtagen des Jahres beisammen zu haben! Wie es dir heute geht, so trifft es alljährlich unzählige brave Frauen. Denk an die Ehegattinnen der Seeleute, ihre Männer sind monatelang drauhen auf dem Weltmeer, umringt von tausend Gefahren! Denk an die Frauen der Bahnangestellten, die der eiserne Dienst an den schönsten Tagen der Familie fernhält! Denk an die Dienstboten, die bei ihrer Herrschaft verbleiben müssen; sie alle spüren an diesem Abend die Sehnsucht nach Vater, Mutter und Geschwistern und dürfen das Sehnen nicht

stillen! Und du bist das erstemal seit Jahren allein, eigentlich nicht ganz allein, denn du hast ja deine Kinder, und willst klagen und seufzen? Freu dich des gebahnten Glückes und hoff auf seine Wiedertekehr!

Und du, gutes Ehepaar, bist wohl durch den Krieg nicht auseinandergerissen worden und wirst gemeinsam mit deinen Spröhlings die Feiertage zubringen können! Und doch will die rechte Weihnachtsfreude in euch beiden nicht aufkommen wie sonst schon lange vor dem hohen Feste! Die anhaltende Teuerung und vielleicht auch der Arbeitsmangel hat euch hart zugesetzt und ihr seid nicht imstande, wie in anderen Jahren, wie ihr etwa woltet, euren Lieben eine Freude zu machen. Rehmits euch nur nicht gar zu Herzen! Eure Kinder werden mit Wenigem auch zufrieden sein, wenn ihr bei der Erziehung darauf Bedacht genommen habt, ihnen Genügsamkeit und Bescheidenheit einzupflanzen! Auch sie sollen merken, was der Krieg ist und was er mit sich bringt und sollen durch Entagung und freudiges Ertragen ihrer kleinen Enttäuschungen mit Anteil haben an der Drangsal ihres großen Volkes!

Und wo anders, da wirds noch trüber sein! Du brauchst nicht wohl zu fragen, wo's fehlt, wenn du die abgehärteten Gesichter siehst. An der Wand, das schwarzumflorte Bild des jungen Mannes sagt dir alles. Gefallen, begraben in fremder Erde! . . . Wohl ist da der Trost schwer. Und doch, könnten die Trauernden mit dem Weihnachtsengel über die Erde dahinfliegen und durch die Fenster der Häuser lugen, welch traurige Weihnachtsabende würden sie da erblicken, die nicht der Krieg verschuldet hat. Da liegt in einer Familie ein Schweranker. Man hat wohl einen Christbaum geschmückt und zündet seine Kerzen an und stellt ihn neben das Schmerzensbett, aber in kurzer Weile muß der Kranke ihn bitten, ihn wegzustellen, da das Licht seinen Augen weh tut; so schwach ist er schon. Und die Seufzer vom Krankentlager her zerschneiden die Herzen der übrigen Familienglieder und mit Wehmut gedenken sie des nun fast unzweifelhaften Ausganges.

Und wo anders ist dieser traurige Ausgang schon vorüber; noch ist der Grabeshügel drauhen am Friedhof frisch und unbewachsen, der Platz des Toten ist leer, nie wird er von ihm mehr eingenommen werden. Und auch er war jung und hoffnungsfroh und notwendig wie kein zweiter und mußte nicht in das Feuer der Schlacht. Eine Krankheit brachte das traurige Wert auch zustande. Mit solchen tröste dich, trauernde Seele, und laß das Bewußtsein, mit vielen anderen das gleiche Los zu teilen, lindernd und mildernd einziehen in dein gepreßtes Gemüt!

Und wer noch mehr Trostgründe für die heurigen Weihnachten haben will, der denke an die braven Krieger drauhen im Feld, die nicht einmal eine Stube am hl. Abend haben, denen als Christbaumkerzen nur die Sterne des Himmels leuchten; dann denkt an die vielen Tausende von Gefangenen, die es alle hinzieht zu Weib und Kind. Doch die Bewachung ist streng und der Weg ist weit. Sie müssen ihr Sehnen verbeißen und ihr Schicksal tragen.

Und endlich: Eine Freude und eine Seligkeit ist ja doch heuer dieselbe wie sonst, die Freude des Christenherzens, wenn dröhnend vom Turme die Glocken hinausjubeln in die winterlichen Lande: „Christ ist geboren!“ Der ist nicht arm, nicht verlassen und nicht verwaist, für den der Gottesohn herabsteigt vom Himmel, um ihm unvergängliche, ewige Güter und Schätze zu bringen! Er hat uns zu Gotteskindern gemacht und als Kinder des überreichen Herrn des Himmels und der Erde sind auch wir reich und glücklich zu preisen. Ihm sei am hl. Abend auch im Kriegsjahr von uns allen innigst gedankt, er ist unser und der Unsrigen, seien sie nah oder fern, beste und hehrste Gabe, deren Wert alles auf Erden übersteigt!

Der Kalenderschreiber.

Leuchtende Gedanken aus der ersten Enzyklika des Papstes Benedikt XV.

(Schluß.)

Der gegenwärtige Krieg hat seine Veranlassung in der verruchten Handlungsweise verbrecherischer Menschen, die die Autorität im Staate verachten und sie darum von Grund aus zerstören wollen. Weil sie keine Achtung vor der Autorität hatten, griffen sie zu Dolch und Dynamit und vernichteten das Leben schuldloser Menschen, deren einziges Verbrechen in den Augen jener Mordbuben war, daß sie zum Herrschen berufen waren. Gerade bei der Betrachtung jener schuldwürdigen Taten, die den Krieg auf dem ganzen Erdboden entfesselten, wird man mit

lebhaftem Interesse die Worte des Papstes vernehmen, die von der Ueberzeugung der Autorität und ihrer Wiederaufrichtung im Zeichen der Religion handeln: „Die zweite Ursache der allgemeinen Zerrüttung besteht darin, daß die Massen die rechtmäßige Autorität nicht mehr achten. Seitdem nämlich die Ansicht aufkam, daß alle menschliche Gewalt nicht von Gott, dem Schöpfer und Gebieter der Welt, sondern vom freien menschlichen Willen ihren Ursprung ableite, erlitten die Bande der Pflicht, welche Vorgesetzte und Untergebene verbinden sollen, eine derartige Schwächung, daß sie nahezu zu verschwinden scheinen. . . . Daher kommt die Verachtung der Gesetze, daher der Aufruhr der Massen, daher das leichtfertige Sichhinwegsetzen über alle Befehle, daher die unzähligen Verjuche, die Bande der Zucht zu lockern, daher die furchtbaren Freveltaten jener, die sich auch durch Verlust ihrer Güter und ihres Lebens nicht mehr abschrecken lassen, da sie die verpflichtende Kraft aller Gesetze abstreiten.“

Dieser anarchistischen Auffassung stellt der Papst das christliche Ideal entgegen, wonach es keine Gewalt gibt außer von Gott, und wonach es Pflicht des Menschen ist, um des Gewissens willen der von Gott gesetzten Obrigkeit untertan zu sein, wie dies die Apostel an vielen Stellen gelehrt haben.

Sind es jedoch nicht gerade die religionslosen Schulen, in denen die der staatlichen und kirchlichen Autorität feindliche Saat in die Herzen und Geister der Jugend ausgestreut und die Volk planmäßig an den Rand der Entchristlichung und Entsittlichung gebracht wird? Sind es nicht verblendete Staatsmänner wie der jetzige französische Ministerpräsident Viviani, der 1906 offen und frivol erklärte: „Mit unserem antikirchlichen Werk haben wir das Licht für das Volk ausgelöscht!“ Allen Politikern, die von gleichem oder ähnlichem Geiste erfüllt sind, gilt das Wort des Papstes: „Mögen die Fürsten und Leiter der Völker dies bedenken und erwägen, ob es für die öffentliche Gewalt und das Staatswesen klug und zuträglich ist, von der heiligen Religion Jesu Christi abzurücken, von der die Staatsgewalt selber soviel Kraft und Dauerhaftigkeit empfängt! Immer wieder mögen sie bedenken, ob es denn ein Beweis der Staatsweisheit sei, die Lehre des Evangeliums und der Kirche aus der staatlichen Ordnung und dem öffentlichen Unterricht der Jugend auszuschließen. Die Erfahrung hat es genug bewiesen, daß die menschliche Autorität ohne Macht ist, wo die Religion fehlt.“

Unter den Wurzeln, welche als die wahre und eigentliche Ursache der Zerrüttung der menschlichen Gesellschaft und des Krieges der Völker anzusehen sind, nennt der Papst auch die materialistische Gesinnung der Menschen, die Ueber-schätzung der vergänglichen irdischen Güter und die Verkennung der wahren, der himmlischen Güter. Die Grundlagen der christlichen Lebensphilosophie hat Christus der Herr selbst in seiner erhabenen Bergpredigt gelegt. Hierüber spricht der Papst in seiner Enzyklika sehr schöne und erhebende Worte, die sich jeder Katholik tief einprägen sollte, und aus denen wir hier nur die folgenden Sätze anführen wollen: Das innerste und tiefste Wesen dieser göttlichen Philosophie liegt darin, daß die sog. Güter dieses sterblichen Lebens wohl den Anschein, aber nicht den Inhalt des Guten haben. Darum sind es keine solchen, deren Genuß den Menschen ein seliges Leben gewährt. Nach Gottes eigener Bestimmung können Reichtum, Ehre und Sinnengenuß dem Menschen so wenig das Glück verbürgen, daß, wenn er es wirklich erlangen will, er vielmehr auf dies alles um Gottes Willen verzichten muß.“

Durch die Wiedererweckung eines festen Glaubens der Christen an die übernatürlichen Wahrheiten erstrebt Papst Benedikt ähnlich wie sein Vorgänger eine sittliche Erneuerung, eine geistliche Wiedergeburt der Menschen. Seine Ausführungen über das Innenleben der Kirche und die Früchte desselben für alle Zweige der kirchlichen Tätigkeit, seine Mahnungen zur Einigkeit der Kirche, seine Empfehlung des katholischen Vereinslebens, seine Weisungen für Erziehung des Klerus sind praktische Ausführungen des großen Programms seiner umfassenden apostolischen Wirksamkeit, wie es der Papst gleich zu Anfang seines Pontifikats ins Auge genommen hat. Sein erstes Rundschreiben an die katholische Christenheit enthält die Grundsätze und die Richtlinien dieser ferneren Wirksamkeit.

Mit dem Jahre 1914 treten Staat und Gesellschaft in eine neue Phase weltgeschichtlichen Geschehens und Erlebens, beide werden vor ganz neue

and größere Aufgaben gestellt, die sie noch zu lösen haben werden. Dies alles beeinflusst auch die Tätigkeit der Kirche. Darum werden wir in der ersten Enzyklika des Papstes Benedikt auch ein Dokument zu erblicken haben, das im Hinblick auf die kommenden Dinge die Grundprinzipien für seine gesamte oberhirtliche Tätigkeit enthält und zugleich eine solche Fülle von edel geprägten Weisheitslehren aus dem Horn der Evangelien, daß seine Lektüre wahre und warme religiöse Belehrung und Erhebung zugleich bietet.

Weihnachten im Krieg 1870.

Es ist der Nachmittag des 24. Dezember 1870. 4 Uhr schlägt's vom Schloßthurm von Montigny, da oben in der Picardie, nordöstlich von Amiens, wo unser Armeekorps seit gestern schon mit den Franzosen wieder einmal aneinander ist.

Für heute schien's zu Ende zu sein, allmählich verstummt der Geschützlärm vor der Bereitschaftsstellung, in die wir 40er am Mittag zurückgezogen worden waren; nur noch in der Ferne grollte der Donner der Geschütze. Es dämmerte. Brennende Dörfer verrietten, wo es am härtesten hergegangen war. Mit Sonnennuntergang erhob sich ein eisiger Wind, der die schon sehr starke Kälte, zehn Grad Reaumur, doppelt empfindlich machte. Abgekocht war heute noch nicht worden; der Magen leer, die Stimmung keine sehr sehr rosig, da man die Empfindung hatte, in dem zweitägigen Kampfe keinen vollen Erfolg errungen zu haben.

Kurzum, es war ein Abend, an dem alles unangenehm war. Mensch und Tier froren fürchterlich, und nun fiel es einem auch noch plötzlich hart auf die Seele: Heute ist ja der heilige Abend. Sollten wir ausgerechnet gerade diese Nacht auf freiem Felde zubringen verurteilt sein? Fast schien es so; denn nichts rührte sich, was als Vorbereitung zum Beziehen einer Unterkunft ausgelegt werden konnte. Trübselig, stumpf, einsilbig saßen wir Offiziere auf einem Erdbausen, in Mäntel und Kapuzen vergraben, aneinandergelauert zusammen. Die Mannschaften standen still und in sich gekehrt in Gruppen beieinander oder suchten sich durch Herumläufen zu erwärmen. Kein frohes Wort, kein Lachen war zu vernehmen. Auch die Pferde drängten sich mit gesenktem Haupt zusammen und froren, froren wie ihre Herren.

Was Wunder, daß aller Gedanken in die Heimat zurückflogen. Man schloß unwillkürlich die Augen und träumte: Zu Hause, im wohligen warmen Zimmer werden jetzt die Lichter am Tannenbaum angezündet. Der würzige Duft dringt durch die Türen in die Nachbarzimmer; da heben denn die Kinder, die Geschwister an zu singen: Stille Nacht, heilige Nacht, erst leise, dann immer voller. Und dann klingelt's und die Tür geht auf, und es strahlt den erwartungsvollen Gesichtern entgegen der Christbaum über der Krippe, und wie alljährlich winkt auch diesmal das Engelschen von der Spitze herab „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“ — und alles ist Freude. Man singt das Lied: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Und dann wird alles bewundert: das Schwesterchen nimmt die neue Puppe, das Brüderchen klettert auf das Schaukelpferd.

Niemand merkt, wie der Elternblick sich verschleiert und wie es verräterisch um der Mutter Mundwinkel zuckt. Ist sie wirklich fröhlich, diese Weihnachtszeit, wo unser Junge weit von hier vor dem Feinde steht? Hat die Feldpost ihn mit den warmen Winterjachen erreicht, und hat er auch unsern Brief gefunden mit dem Bildchen vom Christkindchen, das die Arme ausstreckt, als wolle es der Eltern Segen übermitteln? Oder ist unser Junge vielleicht gerade heute zur ewigen Weihnacht eingegangen? Hat das Christkindchen ihm den schönen Soldatentod beschert, liegt er vielleicht von des Feindes Blei hingestreckt, verstimmt im Lazarett? Denn oben im Norden, so stand's in den heutigen Depeschen, wird wieder gekämpft, und die 40er sind immer dabei! dabei!

O du armes, gemartertes Mutterherz, du besorgter Vater, du liebende Schwester; du Erkorene des Herzens. Was ist das für ein heiliger Abend!

Immer eisiger segt der Wind durch die Fluren; in der Ferne prasselt in einem Dorf ein im Feuer zusammenbrechender Dachstuhl nieder, wie ein Feuerwerk auf Augenblicke weithin ausleuchtend!

Wie war's so schön vor einem Jahre im Kasino zu Trier! Wo sind sie, die damals den Tannenbaum als „bergmüthiges Komitee zur Feier des Weihnachtsfestes“ so sinnreich geschmückt hatten? Hinweggerafft sind schon viele der Kameraden. . . Im-

mer düstere werden die Gedanken. In manchem deutschen Hause, wo im vorigen Jahre eitel Freude herrschte, ist dieses Jahr alles still. Kein Kerzchen strahlt hinaus in die Nacht. Der Gatte, der Vater, der Sohn ist gefallen im heiligen Kampf fürs Vaterland — getreu bis in den Tod!

Fern, ganz fern verhallen die letzten Kanonenschüsse, still wird's auf dem Schlachtfelde, und über all seinem Jammer spannt sich ein prachtvoller Sternenhimmel! Wie ein Geier zerfleischt die Melancholie unser Herz. Leise schluchzend lauert mein jetzt dahingegangener Freund Calow neben mir. Vor einigen Tagen bekam er die Nachricht, daß der Vater seiner Auflösung entgegengehe. Mein Kommandeur reißt sich zusammen, springt auf und geht mit großen Schritten, den Blick zur Erde gerichtet, auf und ab. Ich kenne ihn, ihn, dem seine Familie sein ein und alles ist — er denkt, daß er das jüngste Kind, das ihm seine Gattin geschenkt, noch nicht gesehen. Wird ihm die Heimkehr im Siegeslorbeer beschieden sein? Wie wird's uns allen gehen? Wer weiß, ob nicht noch für viele von uns eine Kugel gegossen ist; denn dieser Krieg nimmt und nimmt ja kein Ende.

In solchen Augenblicken wird man erst gewahr, was es um den heiligen Abend ist, wie er, richtig gefeiert, ein Gottesdienst ist. Dann merkt man erst, worin der Zauber des Elternhauses, des christlichen Hauses, der deutschen Heimat liegt. Manche von uns und unsern Leuten haben damals so recht das Wort des Herrn verstanden: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder.“ Ja, es war ein trübseliger heiliger Abend, ohne Richter und Gesang, im heulenden Nordostwind, dort oben bei Amiens auf dem blanken Felde, aber doch eine Weih-Nacht, in der der Gott der Schlachten unter dem Donner der Geschütze an unser Herz klopfte und sprach: „kehr in dich ein! Bist du bereit, vor mir zu erscheinen, wenn ich auch dein Leben noch fordern sollte? . . .“

Da entriß mich meinen trüben Gedanken der Ruf des Regimentsadjutanten: „Steinaecker, machen Sie sich fertig und reiten Sie sofort nach Amiens, um die Bagagen nach Raineville heranzuführen. Das Regiment bezieht dort Quartier.“

In wenigen Minuten saß ich im Sattel, und im schlanken Trabe ging's — was lag mir nun an Kälte und Wind? — die anderthalb Meilen zurück. Dieser Zufall hat es gut mit mir gemeint, ich sollte doch noch an diesem Tage, als einziger von all meinen Kameraden, unter einem Weihnachtsbaum stehen. Als ich mich gegen 10 Uhr dem Boulevard St. Charles näherte, auf dem die Fahrzeuge Befehle erwarteten, denke ich zunächst, mich nart eine Erscheinung, ich träume! Denn auf hundert Meter vor mir, aus einem Mauthäuschen, strahlt mir etwas Wunderbares entgegen — ja, das kann doch nichts anderes sein als ein Christbaum! Wahrhaftig! Die Zahlmeister hatten sich, Befehle erwartend, hier zusammengetan und ein Bäumchen ausgeschmückt.

Halt, herunter vom Pferde, herein in das Haus — ein Händedruck mit den Herren, das war ein's, und — feuchten Auges stand ich unter dem Symbol des Friedens. Was ich dachte, was ich empfand? O du fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Das war mein Weihnachten in Feindesland!

Die Glocken in der Christnacht.

„Bon all' den tausend Klängen hat keiner solche Nacht, Als wie der Klang der Glode in heil'ger Weihenacht. Die Erde schläft im Frieden still unter Eis und Schnee — Da dröhnt die eh'rne Stimme gewaltig aus der Höh'. Und wie von Engelschören kling's über Wald und Feld:

Uns ist der Christ geboren, nun freue dich, o Welt!“ Es gibt eine alte Sage, daß in der Christnacht versunkene Gloden, die im Meer untergegangen und die in der Erde vergrabenen, ins Tönen geraten und aus der Tiefe herausspringen . . .

Und wenn das Menschenherz dem Meere gleicht — hat es doch auch „Sturm und Ebb' und Flut!“ — und wenn es dem Grabe gleicht, das in seiner Tiefe vieles Liebe verschweigt und verbirgt — so behält auch hier zu Weihnacht die alte Sage recht. Versunkenen Gloden gleich liegen in vieler Menschen Herzen vergessene Erinnerungen, verwehte Empfindungen aus früheren Tagen, und wenn weihvolle Stunden kommen mit ihrem Sinnen und Sehnen, ihrem Licht und ihrer Liebe, da schwingen und klingen sie wieder aus tiefer Tiefe empor . . .

Weihnachten im Felde! Im Schützengraben auf einsam stiller Nacht, im Zell, in der Schiffskajüte: was für ein Glockenton wird unseren tapferen Krie-

gern heraufsteigen! Und mit ihm die Erinnerung an das Beste, was sie im Leben gehabt — an den Glauben in der Kindheit, an die Liebe im Elternhause! Ja.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit Klingt ein Lied mir immerdar: O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, Was mein einst war!“

Und unter dem Klingen der Gloden, da wird's dem Herzen warm und weich, da falten sich von selbst die Hände, da lernen sie wieder, was sie verlernt und lange nicht geübt: lernen beten, glauben, lieben hoffen

Wunderfame Weihnachtsgloden!

Weihnachten daheim! In Haus und Stütte, unter'm Dach und im Keller, Männer und Frauen, Väter und Mütter, ernst und gedankenvoll, sorgend und bangend — und hier Einsame, dort Trauernde: Wie tönt's doch so eigen durchs Herz! Keine klare Melodie — sie können sie nicht in Worte fassen, können die Gedanken nicht finden, und doch kling't so mächtig wie aus verborgener Tiefe und von weitem her: Weißt du, was du hattest? Weißt du, was dir fehlt? . . . O schärf' nur dein Ohr — die Weihnacht läutet über dir hohe, helle Wundergloden: „Er lebt, der dir helfen, der dich trösten, der dich froh machen kann:

„Welt ging verloren, Christ ist geboren: Freue dich, freue dich, o Christenheit!“

In der Stunde des Todes.

Seit Stunden tobt die Schlacht. Die Schatten der Nacht senken sich auf die Erde. Doch die Maschinengewehre knattern weiter, die Schrapnell's durchpfeifen die Luft, aus tausenden von Feuer-schländen sprüht Tod und Verderben.

Am Rande des Schützengrabens, gedeckt von der Lehmschanze, liegt ein junger Soldat. Schwer geht sein Atem, Blut quillt aus seinem Munde. Die Hände über der tödlichen Wunde auf der Brust gefaltet, betet er leise. Eine Pause im Gefecht und ein Blick nach rückwärts zeigt mir dies Bild. Ich beuge mich zu dem Verwundeten nieder, er faßt meine Hand und hält sie fest. „Kamerad, ich sterbe, ich sterbe für mein Vaterland, für meinen Kaiser! Wenn es Gottes Wille ist, daß ich sterbe, dann sterbe ich gern, gib mir den Rosenkranz meiner Mutter aus der Tasche, damit ich mit demselben sterbe.“ Ich willfahrte seiner Bitte, suche den Rosenkranz und reiche ihm ihn. Voll Andacht küßt er das Kreuz an demselben und röchelnd flüstert er noch: „O Jesus, die leb' ich, o Jesus, dir sterb' ich —“ Weiter reicht seine Kraft nicht, es war zu Ende. Voll Ergriffenheit und bewegt saßen, krieten und lagen junge und härtere Krieger um den sterbenden Kameraden. Die Hände falten sich bei einem nach dem andern zu einem stummen Gebet. Ein ergreifender Augenblick! „Wenn ich hier sterben muß, dann möchte ich so sterben wie dieser Kamerad.“ hörte ich mehr als einen sagen. — Der Mond wirft seinen Schein auf das friedliche Gesicht des Toten, über das wir jetzt die Feldkappe ziehen. —

Bier Stunden später! Nach zwei russischen Sturmangriffen sind wir Sieger geblieben. Aber auch viele aus unseren Reihen liegen im Blute. Einen sehe ich liegen, den ich gut gekannt. Als Andersgläubiger hatte er sich stets gebrühtet und alle höhnisch verspottet, die er ein Kreuzzeichen machen oder beten sah! Ich kriechte zu ihm und erfasse seine Hand; er öffnet die Augen und erkennt mich. „Mit mir ist es vorbei, die verfluchten Hunde haben mich gut getroffen.“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. — „Freund“, sagte ich zu ihm, „fluche nicht im Angesicht des Todes, denke an Gott!“ „Es gibt keinen Gott!“ „Doch“, sagte ich wieder, „es gibt einen Gott und auch du kannst das im Angesicht des Todes nicht leugnen.“ „Ich habe im Leben keinen Gott gebraucht, ich brauche auch jetzt keinen.“ „Dann bete wenigstens ein Vaterunser, ehe du stirbst.“ mahnte ich wieder. „Beten — beten — ich kann — nicht — beten . . .“ höre ich ihn noch röchelnd sagen, dann ward er stumm für immer. Ich faltete seine Hände über die Brust, machte das Kreuzzeichen auf Stirne, Mund und Brust und ziehe auch ihm die Feldkappe über sein Gesicht, damit der Mond seinen letzten Schlaf nicht störe. —

Zwei Bilder aus dem Kriegsleben, ergreifend für alle, die sie mit ansehen. Nach Tagen hörte ich es noch aus dem Munde der Kameraden von rechts und links: „Mit dem einen wäre ich gern gestorben, mit dem anderen nicht!“

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Die Frau und der Krieg.

Von Regens Dr. Schreiber. (Fortf.)

II.

Fürwahr, erhabene Aufgaben, die der Krieg trotz seiner Härte und Blutgier dem Weibe gestellt hat! O erhabenes, glänzendes Bild aber auch, das sich vor unseren Blicken auf-tut, wenn wir zusehen, wie die deutsche Frau, wie auch Fuldas Frauenwelt diese Aufgaben bis jetzt er-füllt hat. Es ist ein Bild, so erhebend, so begei-sternd, so hinreichend schön, daß noch Jahrzehnte da-von erzählen und daran sich erbauen werden.

1. Kaum ist der Krieg ausgebrochen, da sehe ich Frauen und Mädchen unablässig an den Bahnhöfen an Erfrischungstäten tätig, um den durch-ziehenden Truppen Speise und Trank, Zigarren und Zigaretten, Postkarten und Ansichtskarten zu reichen. Wie oft konnte man es hören aus dem Munde der dankbaren Soldaten: So reichlich und so freundlich wie in Fulda sind wir selten auf un-serer Fahrt bewirtet worden. Wieder andere Frauen und Mädchen sorgten für die Herbeischaffung der Speisen und Getränke, liefen von Haus zu Haus und schleppten in Körben und Kannen herbei, was nur immer hilfreiche Liebe ihnen bot. Wieder andere wußten mit unvorflehtlicher Liebenswürdigkeit selbst die verschlossensten Geldbörsen zu öffnen und ihnen Geldmittel zu entlocken. Alle diese hilfsbereiten Seelen mögen es aus des Heilands Mund ver-nehmen, was Großes sie getan: „Ich war hungrig und ihr habt mich gespeist, ich war durstig und ihr habt mich getränkt.“ Und fürwahr, es hat oft viele Mühe gekostet, nicht bloß die Tageszeit, sondern auch die Nachtruhe für diese Liebedienste zu opfern, und trotz Mühe und Arbeit und manch unfreundlichem Gesicht die freundliche Miene zu bewahren, um den ausrückenden Vaterlandsverteidigern den Abschied von der Heimat leicht zu machen.

2. Während diese Frauen und Mädchen der ausziehenden Krieger gedachten nahmen sich andere der Hinterbliebenen unserer Soldaten an, ihrer Mütter und Gattinnen, ihrer Kinder und Pflegebefohlenen. Sie sammelten Geldspenden für dieselben, sie übernahmen das Protektorat und den Schutz der Soldatenkinder, ja sie entschlossen sich selbst, ein Kind in ihr Haus aufzunehmen und un-entgeltlich zu verpflegen, oder wenn ihnen diese Ver-antwortung zu schwer erschien, die Pflegekosten aus ihrer Tasche zu bestreiten; andere übernahmen sämt-liche Wochenbettkosten einer Kriegerfrau, andere ver-pflichteten sich zu einer regelmäßigen Milchspende, andere setzten eine Summe aus zum Erholungs-aufenthalt eines leidenden Kindes.

Ihnen allen ruft der Heiland zu: „Wer ein soches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf“, und „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

3. Wieder andere Frauen und Mädchen ließen sich die Beschaffung von Arbeit für be-dürftige Frauen angelegen sein, und machten hierbei keinen Unterschied zwischen Kriegerfrauen und Nicht-kriegerfrauen, aus der Erwägung heraus, daß die ar-beitslosen Nichtkrieger und deren Angehörige, weil ihnen die staatliche Kriegsunterstützung nicht zu teil werden kann, sich oft in einer besonders traurigen Lage befinden. In dieser Weise haben sich, unter tätiger Mitwirkung besonders der Frauen, in Mün-chen, Würzburg, Berlin und anderen Städten Aus-schüsse gebildet zur Beschaffung von Arbeit für be-dürftige Frauen, namentlich in der Konfektions-branche. Während der Ausschuß für Konfektions-notarbeit in Berlin unter der Leitung der Frau Staatsminister v. Sydow schon bisher im Kon-fektionsgewerbe tätig gewesene arbeitslose Berufs-arbeiterinnen in Berlin und Umgegend ohne Rück-sicht auf Konfession, Organisations- und Parteizuge-hörigkeit beschäftigt, die auf ihre Arbeit zum Unter-halt für sich und ihre Familien angewiesen sind und nicht schon auf Grund des Reichsgesetzes über die Unterstützung von Familien in den Dienst getretener Mannschaften aus öffentlichen Mitteln Unterstützung erhalten, versteht der unter Staatsaufsicht stehende Bayerische Hausindustrie-Verband in München und der Unterfränkische Ausschuß desselben Verbandes in Würzburg sowohl bisherige Heimarbeiterinnen oder Frauen von Kriegsteilnehmern als auch überhaupt

Frauen und Mädchen, die durch den Krieg arbeitslos geworden oder in Not geraten sind, mit Arbeit. Technische Bestrebungen sind auch anderwärts in die Erscheinung getreten.

Glückliche Heimkehr

unseren tapferen Soldaten, das ist der Wunsch, der gerade jetzt zur hl. Weihnachtszeit alle Herzen erfüllt. Wird's denn noch lange dauern? Auf keine Frage antwortete ich lieber als auf diese, denn wem sollte das allgemeine Leid nicht bis ins innerste Herz wehe tun? Aber eine sichere Auskunft kann zur Zeit wohl kein Mensch geben, und wenn ein-sichtsvolle Männer erklären, bis zum Frühjahr werde der heißersehnte Friede kommen, so ist das aber auch eine Vermutung. Bassen wir nur das Vertrauen nicht sinken, und hören wir nicht auf, recht kinder-innig zu beten. Der liebe Gott kann plötzlich, über Nacht, ein Ereignis schicken, das den Frieden mit Riesenschritten näher bringt. Aber dreinschaffen dürfen wir unserem Herrn nicht, er allein weiß, wanns genug gebetet ist. —

Viele Sorgen macht den daheim Gebliebenen jetzt auch der schreckliche, kalte Winter und sie fürch-ten, daß die Angehörigen im Felde es nicht aus-halten können. Sicher ist, daß unsere lieben, braven Soldaten unennbare Leiden, Strapazen und Miß-geschicke ertragen müssen; aber sie sind in den vielen Wochen der langen Kriegsdauer auch unglaublich ge-stählt und abgehärtet worden. Nach meiner Ansicht haben sie sich förmlich, gleich dem Wild in den Ber-gen und Wäldern, an das Leben in der freien Natur angepaßt und sie fühlen die Kälte, die Strapazen und Entbehrungen lange nicht mehr so stark als wir zimperlichen Stubenhocker daheim uns einbilden.

Es werden ganz gewiß auch die meisten unserer Angehörigen vom Kriege gesund und glücklich wie-der in die Heimat zurückkehren. Allerdings sind fast in allen Gemeinden schon Todesnachrichten einge-troffen und die Trauer in einzelnen Familien ist groß. Meine Lieben, die ihr einen gefallenen Helden beweinet, ich kann zu eurem Trost nichts anderes sagen als: „Euer untergeklärter Sohn, Gatte, Bru-der ist schon glücklich heimgekehrt. Er ist schon ein-gezogen in die wunderschöne Heimat, wo es tausend-mal herrlicher ist als in den wohnigsten und schön-sten Gegenden unseres Landes; er braucht nicht mehr zu hungern, zu dürsten, er hat kein Weh und kein Fieber mehr, er ist prächtig gekleidet und friert nim-mer und er kann rasten, so viel er mag. Die Sorg-falt und Liebe von teuren Angehörigen, welche er so-lange entbehrt hat, wird ihm nun hundertfach zu teil. Als Held und Martyrer gehört er, wenn er im Stande der Gnade gestorben ist, zu den Gerechten; von diesen heißt es aber in der Heiligen Schrift: „Iustorum animae in manu Dei sunt“ — die Seelen der Gerechten sind in der Hand Gottes.“ Von der Hand Gottes werden sie jetzt gleichsam gepflegt und er wischt ihnen alle Tränen ab und alles Leid ist vergessen. Sie sind auch bei der liebsten Mutter, die es geben kann und die ihnen eine unbeschreibliche Mutterliebe erweist, von den lieben Engeln werden sie wie Brüder behandelt, viele nächste Angehörige scharen sich um sie und alles tut ihnen wohl. — Jetzt sagt einmal, ihr zu Hause, gönnt ihr euren teuren Geschiedenen nicht diese warme, wonnige, selbige Heimfahrt? — „O wohl, von Herzen,“ ruft ihr unter Tränen, „aber wir Zurückgebliebenen füh-len uns halt gar so einsam und verlassen — nun müssen wir die Liebe entbehren!“

Jetzt paßt auf, was ich Euch sag'. Eure dahin-geschiedenen Helden haben kein Fünkchen von ihrer früheren Liebe zu euch verloren, im Gegenteil noch viel heißer und inniger schlägt ihr Herz für euch jetzt droben im Himmel. Wenn ich jetzt in den klaren Nächten zum Firmament aufblide, kommt mir immer vor, als ob durch all die tausend flim-mernenden Sternfensterchen ein Soldatenauge herunter-schaue und seinen Lieben da herunten Grüße zu-winke und Segen herabschide. Ja seid alle überzeugt, ihr werdet die Liebe und den Trost vom Himmel aus spüren jeden Tag. — Wollt ihr ihnen auch einen Wunsch erfüllen? Ihr könnt ihnen eine wahre Freude machen, wenn ihr euch in dieser großen, schweren Zeit auch he l d e n h a s t zeigt, lautes und ungestümes Weinen und Jammern ist jetzt nicht am Plage; jetzt heißt es beten; viel beten und herz-haft ergeben und tapfer das schwere gewaltige Kreuz tragen — Liebe zu Gott und dem Vaterland. Wenn ihr das tut, ihr Frauen, dann seid ihr auch Heldinnen.

Nichts wünschen auch die Männer, Väter und und Brüder im Felde aufrichtiger, als daß dieses Helldentum der Frauen dabei noch größer und all-gemeiner werde. Dasselbe ist auch unserem Herr-gott überaus wohlgefällig und wirkt sehr stark mit zum Siege und zum schnelleren Frieden. Ich bin felsenfest überzeugt, daß viele Frauen wegen ihres stillen, ergebenen Duldens, wegen ihres Herzens-helldentums mit einem goldenen Verdienstkreuz aus-gezeichnet werden, nicht vom Kaiser, sondern vom lieben Gott selber. Und dieses Verdienstkreuz wird ihnen droben im Himmel einen Platz sichern un-mittelbar neben den Helden des Vaterlandes.

Die Stunde.

Wie lange ist es her, daß die Turmuhr vier schlug? — Ein Handumdrehen. Noch höre ich den Klang im Ohr, gemächlich, gemächlich; die alte Uhr schlägt ja etwas so furchtbar Gleichgiltiges, etwas, das sie gewohnt ist, zu tun, etwas, das man gewohnt ist, zu hören. Und nun schlägt die alte Turmuhr fünf, gemächlich, gemächlich.

Eine Stunde — was ist das? Was ist denn in dieser unbeachtet hingetraumten Zeitspanne vorge-fallen? Ich habe eine Zigarre geraucht, eine No-velle gelesen.

Eine Stunde . . . Dahin. Unwiederbringlich. Und in der grellen Beleuchtung dieses „Unwiederbringlich“ wächst die Stunde vor mir, groß, riesengroß, beängstigend groß. — Hunderttausenden war diese Stunde Geburts-stunde, Anfang einer lastenden Verantwortung, An-fang von Lust und Leid, Anfang des Menschenseins. — Viele werden dieser Stunde fluchen, Starke, Gute werden sie einstmal segnen . . . Hunderttausende verließen in dieser Stunde das Leben, gern und un-gern, betend und fluchend, vergessen und im Kreise der Weinenden . . .

Tausende endeten in Qualen auf dem Kranken-lager. Tausende dämmerten hinüber — wie viele legten wohl Hand an sich?

Viele scharlachroten Sünden werden in dieser Stunde begangen. Viele Glücksträume fanden Wirk-lichkeit, und viele Wolkenburgen der Hoffnungen wurden zusammengeweht . . .

Eine Stunde — was ist das? Ich schaudere zusammen vor dieser Größe. Und solcher Stunden sind Tausende meines Lebens dahin-gerollt, unerkannt, unbeachtet, geringschätzig, aufein-andergehäuft wie erledigte Akten.

Eine Stunde . . . Und was habe ich getan? Eine Zigarre geraucht. Eine Novelle gelesen.

Nichts mehr? Nichts mehr — Und plötzlich stehe ich vor einer riesengroßen Leere.

Ich werd' von hinnen wehen
Als wie ein Blatt vom Baum.
Mein Name wird vergehen
Als wie ein flüchtiger Traum.
Wer wird von mir noch wissen,
Der Würmerpeise ist? —
Und doch, das kann ich missen,
Wenn du mich nicht vergißt,
Gast du mich nicht vergessen,
Gott, den ich oft vergaß.
Mag alles mich vergessen,
Glücklich trag' ich das.

Letztes Gebet.

(Von einem Gymnastisten.)

„Maria hilf!“
War kein Gebet.
In hoher Kampfeslust.
„Maria hilf!“
Er innig fleht,
Die Kugel in der Brust.
„Maria hilf!“
So klopft er;
Um ihn tobt wild die Schlacht.
„Maria hilf!“
Er atmet schwer,
Um ihn wird alles Nacht.
„Maria hilf!“
Noch haucht er leis,
Und ruht im Gras nun lind.
„Maria hilf!“
Als Siegespreis
Die Mutter kam zum Kind.